Unterhaltende
Belehrungen
zur
Förderung allgemeiner Bildung.

Funfzehntes Bändchen.

Schiller.
Eine biographische Schilderung
von
Johann Wilhelm Schaefer.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1853.

Schiller.

Eine biographische Schilderung

von

Johann Wilhelm Schaefer.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1853.

I.

Jedes bedeutende Leben, mag es uns auf einer glänzenden Bühne öffentlicher Verhältnisse oder auf den friedlichen Gebieten der Kunst und Wissenschaft entgegentreten, zieht uns nicht sowol durch die Mannichfaltigkeit und den Wechsel der Ereignisse an, von denen es erfüllt ist oder berührt wird, als vielmehr durch die Entwickelung des Geistes und des Charakters, wodurch sich das Individuum das Anrecht auf seine Stellung und Geltung im Gange der Geschichte erworben hat. Das tiefere Interesse gewinnt es erst dadurch, daß es uns den Kampf des Innern mit der bald hemmenden und beschränkenden, bald fördernden Außenwelt, das Ringen der Idee nach individueller Erscheinung zur Anschauung bringt.

Das Leben des großen deutschen Dichters, welches wir in diesen Blättern zu betrachten unternehmen, könnten wir in Vergleich mit manchem andern Dichterleben dürftig nennen, wenn wir es nach anziehenden Vorgängen, nach ergreifenden Erlebnissen beurtheilen wollten. Gehaltvoll ist es nur durch die leuchtende Gewalt des Genius, der, durch keine Schwierigkeit ermüdet, durch keine Hemmnisse geschreckt, sich Bahn bricht und sich seine Welt erobert. Reich ist es nur durch die zu immer größerer Vollendung reifenden Schöpfungen seines Geistes, welche als ewige Denkmäler

eines großen Daseins vor der Nachwelt stehen. Unsere Theilnahme verweilt hier nicht bei einer freundlich lächelnden Kindheit, nicht bei einem idyllischen Jugendleben mit seinem Wechsel von Freude, Hoffnung und sehnsüchtiger Wehmuth. Nur mühsam muß sich dieses Dichterleben den Boden erkämpfen, in welchem es feste Wurzel schlagen kann. Die Natur, die ihm die Bestimmung zur dramatischen Poesie als eine Mitgabe fürs Leben verliehen hatte, gestaltete auch den Gang desselben zu einem tiefinnerlichen, in der stillen Werkstatt des Geistes sich vorbereitenden und fortentwickelnden Drama, das, rasch und lebhaft zum Ziele schreitend, zuletzt mit dem Einsatz der höchsten geistigen Kräfte das Streben des individuellen Daseins abschließt und seine Aufgabe als vollendet und gelöst erscheinen läßt.

Diese aus der geistigen Anstrengung und der Stärke des Willens sich gestaltende Fortentwickelung läßt uns indeß unsern Dichter zugleich als den Zögling eines günstigen Geschicks erkennen; es stellte ihn mitten in eine von bedeutenden Ereignissen, von großartigen Geistesbestrebungen erfüllte Zeit, von deren Strömungen er mitergriffen und fortgerissen ward; es brachte ihn in Verbindung mit ausgezeichneten Zeitgenossen, die ihn über seine geistige Bestimmung zur Klarheit führten, die ihm durch ihre Leitung den Weg zu seinem Ziele erleichterten und verkürzten.

Betrachten wir aus diesem Gesichtspunkte Schiller's Leben und Wirken nach seinen bedeutendsten Momenten.

Zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen am Neckar, wurde Friedrich Schiller am zehnten (wie er selbst und seine Familie annahmen) oder, wenn der Aufzeichnung im marbacher Taufregister zu glauben ist, am elften November des Jahres 1759 in dem Hause seines mütterlichen Großvaters geboren, und verlebte hier die ersten zarten Kinderjahre unter dem Auge der Mutter, während der Vater als Lieutenant und Adjutant dem Lager der würtembergischen Armee folgen mußte. 1765 wurde dieser als

Werbeoffizier nach der Grenzstadt Lorch geschickt, wohin ihn seine Familie begleitete. Der vielversprechende Knabe, dessen Anlagen sich früh entwickelten, erhielt hier von dem Prediger Moser den ersten Unterricht in den alten Sprachen; Neigung und Talent schienen Schiller zum Studium der Theologie zu bestimmen. Daher wurde er, als der Vater 1768 nach Ludwigsburg versetzt ward, der dortigen lateinischen Schule übergeben, von wo er nach seiner Confirmation auf eine der Klosterschulen des Landes übergehen sollte, welche vornehmlich für einen künftigen Theologen als die gründlichste Vorbereitung auf die akademischen Jahre angesehen wurden. Diese wohlberechneten Pläne wurden bald auf eine fast gewaltsame Art von ganz andern Vorschlägen durchkreuzt.

Johann Kaspar Schiller, der Vater unsers Dichters, hatte sich in der Muße seines Garnisonlebens viel mit der Baumzucht beschäftigt und zu Ludwigsburg eine Baumschule angelegt. Dies gewann ihm die Aufmerksamkeit des Herzogs Karl von Würtemberg. Indem der Herzog in jenen Jahren mit der Ausschmückung seines neuerbauten Lustschlosses Solitude, in der Nähe von Ludwigsburg, eifrig beschäftigt war, so beauftragte er 1770 den Hauptmann Schiller (dieser Rang wurde ihm jetzt ertheilt) mit einer ähnlichen großartigern Baumanlage in den Umgebungen des Schlosses. Da die anfänglich als militärisches Waisenhaus daselbst gestiftete Karlsschule im Jahre 1771 zu einer Bildungsanstalt für Militärs und Beamte erweitert ward, so sprach der Herzog den Wunsch aus, auch den talentvollen Sohn seines Beamten in der Anstalt erziehen zu lassen. Die Auffoderung, der man anfangs aus Vorliebe für die theologischen Aussichten ausgewichen war, wurde so dringend und unter so lockenden Versprechungen wiederholt, daß man zuletzt in den Plan des Herzogs eingehen zu müssen glaubte. Der junge Schiller schied nach seiner Confirmation (1772) von der Schule zu Ludwigsburg und trat unter die Zöglinge der Karlsschule.

In den Jahren, wo der Wunsch nach freierer Selbstbestimmung rege wird, wurde Schiller gezwungen, die Theologie, zu der er eine entschiedene, durch den erwachenden poetischen Drang nur noch verstärkte Neigung in sich fühlte, mit der Rechtsgelehrsamkeit zu vertauschen und Tritt und Schritt einer strengen militärischen Zucht zu unterwerfen, welche seinem lebhaften, aufstrebenden Geiste pedantisch und unerträglich erschien. Das Commandowort führte zum Unterricht und zum Gebete, wie in den Speisesaal. Das Streben nach Freiheit gegenüber dem äußern Zwange, das Auflehnen gegen die Strenge der Aufseher ward seit 1774 der Inhalt der Gedichte des leicht erregbaren Jünglings, die nach und nach zu der Tendenz der „Räuber" hinüberleiteten. Schon 1775 kam er mit einigen gleichgesinnten Zöglingen auf den Gedanken, der Anstalt zu entfliehen. Werfen wir indeß nicht alle Schuld der Akademie und ihren Vorgesetzten zu, gegen die Schiller's Biographen meistens sehr ungerecht sind. Keineswegs war, wie einer derselben behauptet, „alles höhere Streben von der Anstalt verbannt". Sie genoß vielmehr einen weitverbreiteten Ruhm, besonders seitdem sie erweitert und 1775 nach Stuttgart verlegt worden war. Zöglinge strömten von allen Seiten, auch aus weiter Ferne, herbei, und viele, unter ihnen der große Naturforscher Cuvier, haben dankbar der unter jener Zucht vollbrachten Bildungsjahre gedacht. Der Herzog selbst, welcher nach dem Rausche der Sinnengenüsse früherer Lebensperioden mehr und mehr für edlere geistige Bestrebungen Sinn gewonnen hatte, betrachtete die Anstalt als sein geliebtes Pflegekind, nahm unausgesetzt an den Uebungen und Leistungen der Zöglinge theil und ermunterte Lehrer wie Schüler durch seine Gegenwart und seine Anerkennung. Aber für den jungen Schiller konnte die stuttgarter Militärakademie Das nicht werden, was sie Andern war.

Zwar machte es ihn schon glücklich, daß er anstatt der Rechtsgelehrsamkeit 1775 das medicinische Studium ergreifen

konnte; allein die Anlage zur mikrologischen Erforschung des Organismus der Natur, zur ruhigen Contemplation ihres geheimnißvollen Schaffens blieb ihm versagt. Seinen unruhigen Geist befriedigte nicht die Betrachtung der Gesetzmäßigkeit der Natur; er verweilte lieber auf dem Schauplatz menschlicher Leidenschaften, erwärmte sich an den gewaltigen Römercharakteren der Biographien des Plutarch und begeisterte sich für das stürmische Drängen, das die Schranken der Natur zu durchbrechen und zu überschreiten sucht.

Eine gewaltige Bewegung ging damals durch unsere ganze Literatur und ergriff vor allem die Herzen der Jünglinge. Goethe's „Götz" und „Werther", Gerstenberg's „Ugolino", und die nicht minder crassen Tragödien Klinger's, Bürger's Balladen, Leisewitz' „Julius von Tarent" und zu diesen die eine neue Gedankenwelt eröffnenden Dramen Shakspeare's verdrängten mit einem Schlage die geistlichen Oden und die regelrechte Lebensphilosophie der breiten Lehrdichtung. Der Ruf zum Drama fand auch in der Karlsakademie ein Echo, wo man der jungen Literatur nicht so abhold war, daß man es nicht gern gesehen hätte, wenn die Zöglinge ein deutsches Drama vor dem Herzoge zur Aufführung brachten. In Goethe's „Clavigo" spielte Schiller die Titelrolle, wenngleich mit so geringem Glück, daß er den Mitschülern noch lange Stoff zu Scherzen gab. Mächtig drängte es seinen Genius zu eigener Production. Nach verschiedenen bald aufgegebenen Entwürfen (z. B. „Der Student von Nassau", „Cosmus von Medici") faßte er den Plan zu dem „Verlorenen Sohn" oder, wie nachmals der Titel geändert ward, den „Räubern".

Wie man überall die Grundzüge der Schiller'schen Dichtungen mehr in dem Kreise seiner philosophischen Denkrichtung als in seinen Lebensereignissen zu suchen hat, so würde man auch fehlgreifen, wenn man nur die auf der Akademie gewonnenen Eindrücke und Stimmungen in diesem Stücke wiederfinden wollte. Es ist auf dem Stamm der obener-

wähnten Dramen, unter denen besonders Klinger's „Spieler" zu nennen sind, gewachsen, der letzte kräftig emporgestreckte Zweig aus der Sturm- und Drangperiode. „Wir wollen ein Buch machen", sagte er zu seinem Freunde Scharffenstein, „das durch den Schinder verbrannt werden muß."

Neben dieser dichterischen Arbeit, die oft verstohlen in nächtlichen und unbewachten Stunden vorgenommen werden mußte, setzte Schiller seine medicinischen Studien fleißig fort und erwarb sich mehre Preise. 1778 schrieb er eine verloren gegangene lateinische Preisschrift „Philosophie der Physiologie" und schied 1780 aus der Akademie mit der zur Vertheidigung bei den öffentlichen Prüfungen bestimmten philosophisch-medicinischen Abhandlung: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", worin eine Apologie der sinnlichen Triebe versucht wird, die mit seiner spätern Philosophie sehr contrastirt, aber auf manche seiner Jugendgedichte ein deutlicheres Licht wirft. Die an den Herzog gerichteten Zueignungsworte sprechen die Gefühle des wärmsten Dankes aus gegen die „ruhmvolle" Anstalt, gegen den „Stifter seines Glücks" — „der seine Größe darein setzt, ein Lehrer unter seinen Schülern, ein Vater unter seinen Söhnen zu wandeln"; in dem „Zusammenfluß aller dieser glücklichen Fügungen" erkennt er die Wege einer höhern Vorsicht und sieht dadurch den Grund zu dem Glück seines ganzen Lebens gelegt. Im December 1780 erhielt er eine Anstellung als Regimentsarzt bei einem in Stuttgart garnisonirenden Grenadierregimente und betrieb anfangs sein Fach mit Ernst, wenn auch nicht mit besonderm Glücke.

Die Freilassung aus dem Zwange der Akademie hatte nicht die Folge, Schiller's Geiste größere Beruhigung und Befriedigung zu verschaffen. Der plötzliche Uebergang zu einer ungebundenen Lebensweise, der Verkehr mit sittenlosen Freunden lockte ihn in die Netze der Sinnenlust, wovon die

poetische Stimmung um so weniger einen Gewinn ziehen konnte, als der Gegenstand seiner Neigung keineswegs geeignet war, edlere Gefühle zu erregen. Die zum Theil später unterdrückten Gedichte „an Laura" bewahren uns manche Nachklänge sinnlicher Erregtheit. Schiller's liebevolle Biographin, seine nachmalige Schwägerin Karoline von Wolzogen, berührt diese gefahrvolle Periode mit wenigen Zeilen, zwischen denen sich Vieles lesen läßt: „Sinnentaumel, jugendliche Thorheit übten nach der so lange entbehrten Freiheit ihre Macht, und Finanzverlegenheiten, ihre natürliche Folge, führten oft sehr trübe Stimmungen für unsern Freund herbei. In einer Stadt, die zu allen Lebensgenüssen einlud, in der das frühere Beispiel des Herrschers das Band der Sitte, besonders in der Hofwelt, sehr locker gemacht hatte, und wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrschte, sich in strenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglinge manche Klippen drohen. Die Nähe der Familie, die auf der Solitude wohnte, und an der er immer mit herzlicher Liebe hing, der Wunsch, ihre Erwartungen nicht zu täuschen, besonders eine Warnung im weichen Liebestone der Mutter, hielt den jugendlichen Leichtsinn in Schranken und stellte das Gleichmaß wieder her."

Geldverlegenheit war der erste Grund, weshalb Schiller im Sommer des Jahres 1781 zu dem Entschluß kam, seine schon auf der Akademie vollendete Tragödie drucken zu lassen; als zweiten Grund bezeichnete er den Wunsch, zu erfahren, was für ein Schicksal er als Autor, als Dramatiker zu erwarten hätte. Da kein Verleger zu einem Honorar für das seltsame Werk zu gewinnen war, so mußte Schiller die Besorgung des Druckes auf eigene Kosten übernehmen. Das Geld mußte er dazu borgen. Um sein Werk im Auslande bekannt zu machen, schickte er während des Druckes die ersten fertig gewordenen Bogen an den Buchhändler Schwan in Mannheim. Dieser beeilte sich, das Bruchstück dem Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg, damaligen Intendanten

des mannheimer Nationaltheaters, vorzulesen, worauf an Schiller die Auffoderung erging, seinem Drama zum Behuf der Aufführung in Mannheim eine mehr bühnenmäßige Gestalt zu geben. Der Dichter mußte sich außer andern Abänderungen dazu verstehen, die allzu gedehnten Räsonnements abzukürzen und, um die bedenklichen Beziehungen auf die gegenwärtigen socialen Zustände zu vermeiden, die Handlung in die Zeiten des scheidenden Mittelalters zu verlegen. Wie lebhaft war seine Freude, als endlich die Nachricht anlangte, daß „Die Räuber" in Mannheim aufgeführt werden sollten! Er hoffte, daß seine ganze dramatische Welt dabei aufwachen und wo möglich noch einen höhern Schwung nehmen werde. Heimlich reiste er, weil er eine Verweigerung des Urlaubs fürchtete, nach Mannheim und sah (am 13. Januar 1782) mit klopfendem Herzen der Vorführung des geliebten Erstlings seiner Muse zu. Die ausgezeichnete Darstellung, in der vor allen Iffland als Franz Moor glänzte, riß die zahlreich versammelten Zuschauer zu rauschendem Beifall hin und machte auf den Dichter selbst den tiefsten Eindruck. „Ich glaube", schreibt er einige Tage darauf an Dalberg, „wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen." Er äußerte damals sogar den Wunsch, selbst Mitglied des mannheimer Theaters zu werden; der Schauspieler Beil erwiderte ihm: „Nicht als Schauspieler, sondern als Schauspieldichter werden Sie der Stolz deutscher Bühnen werden."

Bald verbreitete sich die Wirkung des von jugendlicher Kraft überströmenden Drama durch die Bühnen wie durch die schnell vergriffenen Abdrücke über ganz Deutschland, und wenn auch die ästhetische Kritik nicht in den Ton der Bewunderung einstimmte, so war doch die Sensation allgemein, und selbst der Widerspruch erhöhte das Interesse für den kühnen Dichterjüngling.

Indeß, während ihm von außen der erste Weihrauchduft des Ruhmes berauschend entgegenkam, fand er in seiner

nächsten Umgebung Miswollen und Kälte. Sah es gleich der Herzog Karl keineswegs ungern, daß aus seiner Pflanzschule ein gefeierter Dichter hervorging, so erschien ihm doch die Richtung, in der Schiller's Talent hervortrat, verkehrt und geschmacklos. Zu diesem Urtheile berechtigten ihn neben den Räubern vorzüglich die lyrischen Gedichte, welche Schiller als „Anthologie für das Jahr 1782" herausgab, rohe Auswüchse der Kraftsprache der Räuberperiode, die der Dichter später selbst als „Producte eines wilden Dilettantism" theils verkürzt theils verworfen hat. „Noch hoffte der Herzog", berichtet Karoline von Wolzogen, „sein Talent auf eine vorgeschriebene Bahn zu leiten, er ließ ihn zu sich kommen, warnte ihn auf väterliche Weise vor Verstößen gegen den bessern Geschmack, wie er solche häufig in seinen Producten finde, wobei Schiller nicht ungerührt bleiben konnte. Aber dem Befehle, ihm alle seine poetischen Producte zu zeigen, Genüge zu leisten, war Schiller'n unmöglich, und seine Weigerung wurde natürlicherweise nicht wohl aufgenommen." Hier liegt der Keim aller fernern Mishelligkeiten zwischen dem Fürsten und seinem sonst mit väterlicher Liebe gepflegten Zögling. Der Trotz des unfügsamen jungen Dichters, der schon mit einem neuen Drama, dem „Fiesco", beschäftigt war, dessen Inhalt dem Herzog nicht minder anstößig sein mußte als die „Räuber", rief den Befehl hervor, er solle sich auf seinen Beruf als Arzt beschränken, keine Schriften außer im medicinischen Fache drucken lassen und sich aller Verbindung mit dem Auslande enthalten. Die hinzugefügte Androhung der Festungsstrafe mußte ihm das Loos des unglücklichen Schubart vor Augen stellen, der „zu seiner Erziehung" seit Jahren auf dem Asperg gefangen gehalten wurde, wo er, aller Mittel zum Schreiben beraubt, die dichterischen Klagelaute des Gefangenen in die nackten Kerkerwände grub. Was hinderte den Herzog, so mit Schiller zu verfahren, als er diesen nach einer zweiten ohne Urlaub und dem ausdrücklichen Verbote zum Trotz unternommenen Reise zur Auf-

führung seiner „Räuber“ (im Mai 1782) zu 14tägigem Arrest verurtheilte und ihm persönlich den Degen abfoderte? Schon redete man von besserer Erziehung, deren er bedürfe. Die Luft von Stuttgart lag schwer auf ihm; die Misstimmung, in die er tiefer und tiefer hineingerieth, begann auch seinen Charakter zu trüben und zu verderben. Er wurde hart und abstoßend in seinem Benehmen, auch gegen Freunde, bitter im Urtheil über Andere, nur bemüht, den eigenen Ruhm hervorzuheben. Wenn er nicht als Mensch, als Dichter zu Grunde gehen sollte, so mußten die Fesseln der Heimat gesprengt, er mußte der Freiheit wiedergegeben werden.

Zunächst vertraute er sich Dalberg an, um von ihm „das Glück seines Lebens zu erwarten“. Mit eindringlichen Worten schildert er ihm seine „traurige Situation“ („unglücklicher kann Niemand sein als ich“) und bittet ihn, wozu ihm seines Gönners Wort und Händedruck beim Besuch in Mannheim Hoffnung gemacht haben, um eine Verwendung beim Herzoge, indem er selbst den Weg bezeichnet, wodurch sicherlich seine Dienstentlassung zu erwirken sein werde. Dalberg zog indeß die dargebotene Hand wieder zurück, hauptsächlich weil er befürchtete, daß seine Beziehungen zum würtembergischen Hofe durch die Beschützung des in Ungunst gefallenen Dichters leiden möchten. Da jede Aussicht sich ihm verschloß, aus seiner drückenden Lage, in der ihm nicht einmal der freie Gebrauch seiner Geistesgaben gestattet blieb, befreit zu werden, so reifte in ihm der Plan, sich selbst durch einen kühnen Schritt in Freiheit zu setzen, der Heimat zu entfliehen.

Nur wenigen Vertrauten durfte der gewagte Entschluß mitgetheilt werden; außer den vertrautesten Freunden wußten auch die Mutter und die älteste Schwester darum und billigten ihn. Schiller's Vater ward nicht ins Geheimniß gezogen, damit er nöthigenfalls sein Ehrenwort geben könne, daß er von der Entweichung seines Sohnes nichts gewußt

habe. Einen ihm treuergebenen Gefährten für seine Wanderschaft fand unser Dichter an seinem wenige Jahre jüngern Landsmanne Andreas Streicher, welcher im Begriff war eine Reise nach Hamburg anzutreten, um unter Bach's Anleitung die Musik zu studiren. Seitdem in Schiller's Seele der Entschluß unwiderruflich fest stand, kehrte sein Muth und seine Heiterkeit zurück; er konnte sich wieder unausgesetzt der Fortsetzung seines „Fiesco" widmen, der ihm die Brücke zu der freien Dichterlaufbahn schlagen sollte.

In den ersten Septemberwochen waren Stuttgart und die benachbarten herzoglichen Schlösser der Schauplatz glänzender Festlichkeiten, womit man den Besuch des russischen Großfürsten Paul und seiner Gemahlin, einer Nichte des Herzogs, feierte. Es war zu hoffen, daß in diesen unruhigen Tagen die Flucht am leichtesten auszuführen sei. Am 17. September Abends 10 Uhr fuhren die beiden Freunde unter den Namen Dr. Ritter und Dr. Wolf aus dem weniger bewachten Eßlinger Thore hinaus und mit leichtem Gepäck und geringer Baarschaft, aber freudigen Hoffnungen für die Zukunft langten sie am 19. in Mannheim an.

Noch an demselben Tage richtete Schiller ein ausführliches Schreiben an seinen Herzog, worin er sich wegen seiner eigenmächtigen Entweichung entschuldigte, um die Aufhebung des Befehls, keine andere als medicinische Schriften drucken zu lassen, dringend bat und seine Bereitwilligkeit zurückzukehren aussprach, wenn ihm das fürstliche Wort gegeben werde, daß er keine Strafe zu befürchten habe. Da ihm auf diesen Brief nur in allgemeinen Ausdrücken eine Verzeihung zugesichert ward, so war Schiller'n die Rückkehr unmöglich, und er hielt sich aus Furcht, man werde ihm nachsetzen lassen oder seine Auslieferung verlangen, möglichst verborgen. Doch lag es nicht in des Herzogs Charakter Rache zu nehmen, noch ließ er die Flucht des Sohnes in irgend einer Weise die Familie entgelten.

Alle seine Hoffnung setzte Schiller jetzt auf sein neues

Trauerspiel „Fiesco". Nach einigen Tagen, noch ehe Dalberg von seiner Reise nach Stuttgart zurückgekehrt war, las es der Dichter im Kreise der vorzüglichsten Schauspieler Mannheims vor. Allein die Dichtung fand eine so kalte Aufnahme, daß die Gesellschaft nur bis zum Ende des zweiten Acts auszuhalten vermochte. Seine schlechte Declamation, auf die er seltsamerweise selbst sehr viel hielt, trug vornehmlich die Schuld des Mislingens. Indeß ließ man ihm doch die Hoffnung, daß der „Fiesco" näher geprüft und demnächst auf die Bühne gebracht werden würde.

Der Aufenthalt in Mannheim schien vor der Hand noch zu gefährlich. Daher unternahmen die beiden Freunde eine Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt. Von hier schrieb Schiller mit gepreßtem Herzen einen Brief an Dalberg, worin er um Hülfe in seinem Misgeschick, um einen Geldvorschuß für sein Trauerspiel bat, damit er seine Schulden in Stuttgart bezahlen und die nothwendigsten Ausgaben bestreiten könne. Nach einigen Tagen lief von dem mannheimer Regisseur Meier die niederschlagende Botschaft ein, Dalberg leiste den Vorschuß nicht, weil „Fiesco" in dieser Gestalt für die Bühne unbrauchbar sei; ehe er sich weiter erklären könne, müsse erst die Umarbeitung vorgenommen sein. Dennoch blieb die mannheimer Bühne noch des jungen Dichters einzige Hoffnung.

Da für Streicher eine kleine Geldsendung angelangt war, so wanderte Schiller mit seinem Freunde, dem treuesten Beistande im Unglück, nach der Pfalz zurück und wohnte, das Incognito streng bewahrend, als Dr. Schmidt in dem Städtchen Oggersheim. Während er schon mit einem neuen Trauerspiel, „Louise Millerin" („Cabale und Liebe"), wozu er die erste Idee in den stuttgarter Leidenstagen gefaßt hatte, beschäftigt war, vollendete er zugleich die Umarbeitung des „Fiesco". Nach mehren Tagen gespannter Erwartung erfolgte von der mannheimer Theaterintendanz die abermalige Entscheidung, daß der „Fiesco" auch in der vorliegen-

den Bearbeitung nicht brauchbar sei, folglich derselbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne. Schiller übergab nun sein Schauspiel dem Buchhändler Schwan zum Druck, welcher den Bogen mit einem Louisdor honorirte. Das Geld wurde größtentheils durch die im Gasthofe aufgelaufene Schuldenrechnung verschlungen. Nur so viel blieb übrig, um die Kosten für die Reise nach Thüringen, welche er gegen Anfang des December auf dem Postwagen antrat, zu bestreiten.

Die Veranlassung zu dieser Reise gab die edle Frau von Wolzogen, welche Schiller in Stuttgart kennen gelernt hatte; sie war dorthin gezogen, um ihren vier auf der dortigen Akademie studirenden Söhnen nahe zu sein. Schon vor der Flucht, mit deren Plan er sie vertraut gemacht hatte, bot sie ihm eine Zufluchtstätte auf ihrem kleinen Gute Bauerbach bei Meiningen an. In seiner jetzigen bedrängten Lage machte er von diesem Anerbieten Gebrauch und konnte, den dringendsten Sorgen enthoben, einige Monate in ländlicher Stille ganz seinen dichterischen Arbeiten leben. Noch im Januar ward das bürgerliche Trauerspiel „Louise Millerin" vollendet. Sogleich wandten sich seine Gedanken zu andern dramatischen Arbeiten. Das Sujet des „Don Carlos", auf dessen tragischen Gehalt ihn zuerst Dalberg aufmerksam gemacht hatte, trat ihm näher, während zugleich „Maria Stuart" und „Konradin" Beachtung fanden. Diese Geistesbeschäftigungen führten ihm auch einen Freund zu, bei dem er in seinem abgeschlossenen Leben für Alles, was ihn beschäftigte, eine liebevolle Theilnahme fand, den Bibliothekar Reinwald in Meiningen. Durch den Verkehr mit Schiller gewann der schon in Jahren vorgerückte Mann ein Interesse für dessen ältere Schwester; eine Correspondenz mit ihr ward eingeleitet, welche später zur Folge hatte, daß Schiller in dem Freunde zugleich einen Schwager gewann.

Aus dem Innersten seines Herzens schrieb er damals an seine mütterliche Freundin: „Sie glauben nicht, wie nöthig

es ist, daß ich edle Menschen finde; diese müssen mich mit dem ganzen Geschlechte wieder versöhnen, mit welchem ich mich beinah überworfen hätte." In diesem Verlangen nach einer mitfühlenden Seele erwachte eine leidenschaftliche Neigung zu der liebenswürdigen Tochter des Wolzogen'schen Hauses, Charlotte, als diese im Januar mit ihrer Mutter von Stuttgart zum Besuch in Bauerbach eintraf. Zum ersten male war es dem Jünglinge gewährt, die Eindrücke zarter Jungfräulichkeit rein in sich aufzunehmen: „noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hang des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüths", so war sie ihm erschienen. Es gab Momente, wo seine Phantasie mit den Bildern eines ruhigen, auf Liebe und Häuslichkeit gegründeten Lebensglückes heiter spielte, sodaß er, was er seinem Fürsten nicht opfern wollte, den Dichterkranz selbst, um der Geliebten willen aufzugeben bereit war. In diesen liebebeseelten Frühlingstagen arbeitete er mit voller Begeisterung an seinem „Don Carlos". Seine leidenschaftlichen Gefühle fanden indeß keine Erwiderung, zumal die Liebe des Mädchens schon einem Andern gehörte. In das freundschaftliche Verhältniß zur Familie war dadurch ein Miston gekommen, weshalb Frau von Wolzogen gegen den Sommer 1783 die Entfernung Schiller's als nothwendig ansah. Reinwald brachte Reisen nach Gotha und Weimar oder nach Berlin in Vorschlag, worauf sein Freund, noch ganz an Bauerbach gefesselt, nicht eingehen wollte. Mächtiger ward ein lockender Ruf, der von Mannheim aus unerwartet wieder an den jungen Dichter erging. Im Juli verließ er Bauerbach und was es seiuem Herzen theuer gemacht hatte: wie er hoffte, nur auf kurze Zeit. „Wenn ich es möglich machen kann", schreibt er gleich nach seiner Ankunft in Mannheim an Frau von Wolzogen, „daß ich ohne einen Schritt in die Welt zu thun, 600 Fl. jährlich ziehe, so begräbt man mich noch in Bauerbach. So leer und verdächtig ist mir Alles, seit ich von

Ihnen bin, und so wenig Geschmack kann ich einer Lebensart abgewinnen, die Sie nicht mit mir genießen. Wie froh will ich sein, wenn ich mit einigen guten Aussichten und Geld in der Tasche die Rückreise wieder antreten kann, und wie sehr wird meine Glückseligkeit bei Ihnen durch diesen Ausflug gewonnen haben!" Doch er hoffte zu früh ein Ziel der unruhigen Wanderschaft.

Freiherr von Dalberg hatte bereits im März in einem verbindlichen Schreiben sich ihm wieder genähert und sich nach seiner Lage sowie nach seinen dramatischen Arbeiten erkundigt. Der Briefwechsel wurde fortgesetzt und erweckte in Schiller's Seele von neuem die Hoffnung, auf der mannheimer Bühne einen geeigneten Schauplatz für sein dramatisches Talent zu finden. Gegen Ende eines sehr heißen Juli langte er dort an, von Freunden herzlich begrüßt. Der treue Streicher konnte seinen Augen kaum trauen, daß Der, welcher vor einem halben Jahre von Kummer und Verdruß abgezehrt von ihm geschieden war, jetzt „mit der heitersten Miene und dem blühendsten Aussehen" ihm entgegentrat. Es liegt eine ergreifende Wahrheit in den Schlußzeilen eines Briefes an die edle Freundin: „Fühlen Sie ihn ganz den Gedanken, Denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tausende zu verderben!" Noch nach vielen Jahren nannte er, wie seine Schwester versicherte, die in Bauerbach verlebte Zeit die schönste und glücklichste seines Lebens.

Als er mit Dalberg, der erst am 10. August von einer Reise zurückkehrte, zusammentraf, fand er diesen ganz Feuer. Wenn ihn gleich die frühern Erfahrungen lehrten, daß dies „mehr Pulverfeuer sei, das plötzlich losgehe, aber ebenso schnell wieder verpuffe", so ließ er sich doch von den neuen Aussichten, die seine Versprechungen erweckten, zu längerm Bleiben anlocken. Noch im August schloß er mit Dalberg einen Contract ab, wodurch er sich verbindlich machte, bis Ende

August 1784 (mit Ausnahme der heißesten Sommerzeit) in Mannheim zu bleiben. Während dieser Zeit sollte das Theater von ihm drei neue Stücke, „Fiesco", „Louise Millerin" und noch ein drittes, erhalten. Dafür erhielt er ein Gehalt von 300 Fl., wovon ihm gleich 200 Fl. ausbezahlt wurden, ferner von einem jeden Stück die Einnahme einer beliebig zu bestimmenden Vorstellung. Später verzichtete er hierauf und ließ sich seine Pension auf 500 Fl. fixiren. Ueberdies hatte er das Recht, das Stück drucken oder verlegen zu lassen.

Schiller, wieder lebhaft angefeuert durch vortreffliche Theatervorstellungen und durch den Beifall, womit man sein dichterisches Talent ehrte, gab sich wieder mit Eifer der Vollendung seiner beiden Trauerspiele hin. Allein ein hartnäckiges kaltes Fieber, wovon er im Herbst befallen wurde, hemmte wieder Kraft und Lust; dennoch beendigte er im November die neue Theaterbearbeitung des „Fiesco" und legte die letzte Hand an „Louise Millerin", welche durch Iffland den Titel „Cabale und Liebe" erhielt. „Fiesco" wurde nach mehren Proben am 17. Januar 1784 in prachtvoller Ausstattung zur Darstellung gebracht. In einem ausführlichen Anschlagzettel setzte der Dichter seinem Publicum, «das durch die gütigste Aufnahme seiner „Räuber" seine Leidenschaft für die Bühne belebte und dem alle seine künftigen dramatischen Producte gewidmet sind», die dramatische und moralische Bedeutung seines Stoffes auseinander. Die Hauptrollen waren vortrefflich besetzt und mehre Scenen erregten die größte Bewunderung; im Ganzen jedoch entsprach der Erfolg den Erwartungen des Autors nicht, der sich damit tröstete, daß die Mannheimer seinen „Fiesco" nicht verstanden hätten, weil in ihren Adern kein römisches Blut fließe, und republikanische Freiheit hier zu Lande ein leerer Schall sei. Um so gewaltiger war die Wirkung von „Cabale und Liebe", welches am 9. März zur Aufführung kam. Als am Schlusse des zweiten Acts der Vorhang gefallen war, erhoben sich

die Zuschauer von ihren Sitzen und brachen in lauten Beifallssturm aus. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publicum verbeugte. Gleich den „Räubern“ zündete dies Drama, durch seine dramatische Kraft wie durch das energische Licht der Zeitspiegelungen, in allen Theilen Deutschlands.

Inzwischen ward Schiller'n auch die Auszeichnung zu theil, unter die Mitglieder der in hohen Ehren stehenden Kurpfälzisch-deutschen Gesellschaft zu Mannheim aufgenommen zu werden, wobei ihm auch der Umstand, daß er dadurch kurpfälzischer Unterthan ward, von Bedeutung war. Er verfaßte als Glied dieser gelehrten Societät die Abhandlung: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“ welche er mit Weglassung der Einleitung unter der Aufschrift: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“ in die Sammlung seiner Schriften aufgenommen hat.

Allein die Sonnenhelle des Ruhms vermochte ihm nicht glückliche Tage zu schaffen, wenn sie ihn auch auf Augenblicke über seine Lage täuschen konnte. „Der angenehme dichterische Taumel, der seinem Leben die Farbe eines Romans gibt und zu sonderbaren Situationen führt“ (Worte aus einem Briefe an seinen Landsmann Zumsteeg) brachte auch viele Stunden der Reue und Sorge. Statt sich aus seinen noch von Stuttgart her auf ihm lastenden Schulden frei zu machen, gerieth er durch das lustige Schauspielerleben nur noch tiefer hinein, und einer „miserablen Leidenschaft“, die er damals im Busen trug, gedenkt er noch nach Jahren mit Unwillen. Doch aus dem Strudel sinnlicher Genüsse arbeitete sich stets der angeborene Adel seiner Seele muthig hervor und stand in verjüngter Kraft wieder aufrecht. Nach dem Rausche der mit der mannheimer Truppe unternommenen Reise nach Frankfurt (im April 1784) befiel ihn eine tiefe Reue, welche einen höchst bedeutsamen Wendepunkt in seinem Seelenleben bezeichnet. In diesen Momenten, wo die Flamme eines reinen Gefühls wieder leuchtend und

erwärmend um seinen Busen zu spielen begann, beeilte er sich, seinem lange vernachlässigten Freunde Reinwald ein Bekenntniß abzulegen, das seinen Gemüthszustand und seine gegenwärtige Lage in ergreifender Schilderung uns vorführt. „Gott weiß (heißt es in dem Briefe vom 5. Mai) ich habe mein Leben hier nicht genossen, und noch einmal so viel als an jedem andern Orte verschwendet. Allein und getrennt! — Ungeachtet meiner vielen Bekanntschaften, dennoch einsam und ohne Führung, muß ich mich durch meine Oekonomie hindurchkämpfen, zum Unglück mit Allem versehen, was zu unnöthigen Verschwendungen reizen kann. Tausend kleine Bekümmernisse, Sorgen, Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorschweben, zerstreuen meinen Geist, zerstreuen alle dichterischen Träume und legen Blei an jeden Flug der Begeisterung. Hätte ich Jemand, der mir diesen Theil der Unruhe abnähme und mit warmer, herzlicher Theilnehmung sich um mich beschäftigte, ganz könnte ich wiederum Mensch und Dichter sein, ganz der Freundschaft und den Musen leben. Jetzt bin ich auch auf dem Wege dazu." Und wie rührend spricht sich die Sehnsucht nach reinem Seelenfrieden in den schönen Worten aus: „Noch immer trage ich mich mit dem Lieblingsgedanken, zurückgezogen von der großen Welt, in philosophischer Stille mir selbst, meinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben, und wer weiß, ob das Schicksal, das mich bisher unbarmherzig genug herumwarf, mir nicht auf einmal eine solche Seligkeit gewähren wird. In dem lärmendsten Gewühl, mitten unter den Berauschungen des Lebens, die man sonst Glückseligkeit zu nennen pflegt, waren mir doch immer jene Augenblicke die süßesten, wo ich in mein stilles Selbst zurückkehrte und in dem heitern Gefilde meiner schwärmerischen Träume herumwandelte und hie und da eine Blume pflückte. Meine Bedürfnisse in der großen Welt sind vielfach und unerschöpflich, wie mein Ehrgeiz, aber wie sehr schrumpft dieser neben meiner Leidenschaft zur stillen Freude zusammen." Diesem

Briefe war ein anderer an Frau von Wolzogen beigeschlossen, der ebenfalls bestimmt war, für langes Schweigen Verzeihung zu erwirken. Hatte er noch im Januar gegen Zumsteeg offen bekannt, daß ihn eine Heirath von der Bahn zum Glücke ablenken werde und er einen zu ungestümen Kopf und zu warmes Blut habe, um eine Frau glücklich machen zu können, so schlägt er jetzt den gerade entgegengesetzten Ton an und eilt mit kühnem Gedankensprunge schon dem Ziele zu. „Mein Herz", schreibt er unterm 7. Juni an Frau von Wolzogen, „sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben, und meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtsein, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machen kann — dieses Bewußtsein hat mich schon oft zu dem Entschluß hingerissen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre, oder könnte ich Sie beim Wort nehmen und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich."

Die letzten Worte dieses Briefes lauten deshalb so kühl, weil er längst wußte, daß Lotte ihm für immer versagt sei. Die Sehnsucht nach stillem häuslichen Herde ward durch die im Frühjahr 1784 keimende Neigung unsers Dichters zu Margaretha Schwan, der Tochter seines Freundes und Verlegers, genährt und durchkreuzte die poetischen Pläne mehrmals durch den Vorsatz, das medicinische Studium wieder mit Eifer zu ergreifen und sich dadurch, wie auch sein Vater dringend anrieth, eine feste Stellung in der Welt zu verschaffen. Auch Schiller konnte sich auf die Dauer der Wahrheit nicht verschließen, daß die Poesie nicht die ganze Thätigkeit des Mannes hinnehmen könne, daß sie im Gegentheil, wie er gegen Dalberg äußert, neuen Reiz für ihn haben müßte, sobald er sie nur als Erholung gebrauchte und nur seine reinsten

Augenblicke ihr widmete. Allein wenn Dalberg einen solchen Entschluß gutheiß, so geschah es mehr, weil ihm Schiller jetzt entbehrlich geworden war, als daß er zur Ausführung großmüthig hätte die Hand bieten und Dienste, die Schiller erst nach Ablauf eines wissenschaftlichen Studienjahres der Bühne leisten wollte — wie dieser sich's in eindringlichen Worten erbat — als geleistet hätte ansehen wollen. „Ich stehe auf dem Scheidewege", schreibt er am Schluß dieses Briefes, „Alles, mein ganzes Schicksal vielleicht hängt von Ihnen ab. Kann es Ihnen schmeicheln, das Glück eines jungen Mannes zu gründen, die Wünsche seines Herzens, seiner Familie, seiner Freunde, ja Ihre eigenen zugleich zu erfüllen, kann dies Bewußtsein Ihnen süß sein, so erwarte ich Alles von Ihrer Entschließung, und wenn ich es ja dahin bringe, der Welt wichtig zu werden, so weiß ich auch gewiß, daß ich Denjenigen nicht vergesse, dem ich Alles, Alles schuldig bin." Jedoch diese beredte Sprache glitt an Dalberg's Brust ab; die Antwort fiel, wie Streicher es vorausgesagt hatte, verneinend aus.

Ebenso wenig war Schiller mit seinen Vorschlägen zur Herausgabe einer Mannheimer Dramaturgie glücklich, welche er dem Herrn von Dalberg unter dem 2. Juli vorlegte; für die Redactionsbemühungen bedang er sich von der Theaterintendanz eine jährliche Gratification von 50 Dukaten aus. Als er auch dies Project scheitern sah, erwachte wieder sein volles Dichterbewußtsein, mit dem er sich gegen den Herbst wieder dem Drama zuwandte. Alle andern Pläne, mit denen er gespielt hatte, sodaß Dalberg ein Wort von Projectmacherei gelegentlich hatte fallen lassen, traten jetzt vor dem Don Carlos zurück und mit einem prophetischen Gefühl seiner dichterischen Zukunft schreibt er am 24. August seinem kalten Gönner: „Carlos ist ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Alba, öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann es mir jetzt nicht ver-

bergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäumen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich, möcht' ich sagen, da ist, da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte. Froh bin ich, daß ich nunmehr Meister über den Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird." Zur Charakteristik dieser Läuterungsepoche des jungen Dichters dient auch in demselben Briefe die Aeußerung: „Nach dem Carlos gehe ich an den zweiten Theil der Räuber, welcher eine völlige Apologie des Verfassers über den ersten Theil sein soll, und worin alle Immoralität in die erhabenste Moral sich auflösen muß." Es ist in diesen flüchtig hingeworfenen Worten die tiefe Wahrheit ausgesprochen, daß seine nachfolgenden Dichtungen eine Höhe sittlicher Weltanschauung erstiegen, auf der sich die Dissonanzen seiner Jugenddichtungen zu immer reinern Klängen auflösten.

Um zugleich durch angestrengte Thätigkeit sich das beste Mittel zu verschaffen, die Sorgen des täglichen Lebens minder drückend zu machen, entschloß er sich zur Herausgabe einer Zeitschrift, der „Rheinischen Thalia". Die vom 11. November 1784 datirte öffentliche Ankündigung war eine Appellation des freien Mannes an die Nation. „Das Publicum", schreibt er, „ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an, vor diesem und keinem andern Tribunal werd' ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele."

Diese edlere Richtung seiner Thätigkeit hielt ihn jetzt den

zerstreuenden Kreisen der Schauspieler ferner; dagegen erheiterte und hob seinen Geist der Umgang mit edlen Familien, unter diesen mit dem Herrn von Kalb, der als Offizier in französischen Diensten den nordamerikanischen Unabhängigkeitskampf mitgemacht hatte. Besonders zog ihn dessen geistreiche, in schwerer Schule des Lebens gereifte Gemahlin an, welche, selbst mit poetischen Productionen beschäftigt, dem Dichter, dessen erste Begegnung auf sie einen tiefen Eindruck gemacht hatte, eine geistesverwandte, anregende Unterhaltung zu gewähren vermochte. Sie war es vornehmlich, welche ihn veranlaßte, im Beginn des Jahres 1785 nach Darmstadt zu reisen und sich dem dort verweilenden Herzog Karl August von Weimar vorzustellen. Er begegnete hier einer warmen Theilnahme des großen Fürsten, dem er den ersten Act seines „Carlos" vorzulesen aufgefodert ward, und kehrte mit dem Titel eines weimarischen Raths nach Mannheim zurück. Seinem neuerworbenen fürstlichen Gönner widmete er im März 1785 das erste Heft seiner „Thalia"; es war mehr als Schmeichelwort, daß der Beifall des „edelsten von Deutschlands Fürsten" ihm Muth gebe, für die Ewigkeit zu arbeiten.

Inzwischen schimmerte ihm noch von einer andern Seite die Hoffnung entgegen, aus den mehr und mehr ihm zuwidergewordenen mannheimer Verhältnissen erlöst zu werden. Lassen wir ihn selbst den ersten Anfang dieser für seine ganze Zukunft so bedeutungsvollen Freundschaftsverbindung erzählen. „Vor einigen Tagen", schreibt er am 7. Juni 1784 an Frau von Wolzogen, „widerfährt mir die herrlichste Ueberraschung von der Welt. Ich bekomme ein Packet aus Leipzig, und finde von vier ganz fremden Personen Briefe voll Wärme und Leidenschaft für mich und meine Schriften. Zwei Frauenzimmer, sehr schöne Gesichter, waren darunter. Die eine hatte mir eine kostbare Brieftasche gestickt, die andere sich und die drei andern Personen gezeichnet, und alle Zeichner in Mannheim wundern sich über die Kunst. Ein Dritter hatte ein Lied aus meinen Räubern in Musik gesetzt,

um etwas zu thun, das mir angenehm wäre. So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen — durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grunde, als nur für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Producte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten — und wie ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Cirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet, und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß."

Die Freunde, welche auf so zarte Weise mit dem jungen Dichter in engere Beziehung traten, waren Christian Gottfried Körner, damals im 28. Jahre, nachmals Oberappellationsrath zu Dresden, und der durch spätere poetische Versuche bekannte Ludwig Ferdinand Huber; die Frauen, deren Hände geschäftig gewesen waren, unsern Dichter zu erfreuen, waren Körner's Braut, Minna Stock, und deren ältere Schwester Dora. So sehr auch nach seinen eigenen und seiner Freunde Aeußerungen diese Anerkennung ihn in tiefster Seele erfreute, erfolgte sein Dank erst nach sieben Monaten, und er hat die „unglückseligen Zerstreuungen, deren Andenken ihm in diesem Augenblicke noch Wunden schlägt", als die Ursache seiner Säumniß anzuklagen. Körner war seitdem thätig, ihn aus seiner drückenden Lage zu befreien und ihm ein reineres Lebensglück zu gründen. Da Schiller der undankbaren Theaterbeschäftigungen müde war, zumal er sich durch seine dramaturgischen Kritiken in der „Thalia" mit einigen der Schauspieler überworfen hatte, so hob er im Februar 1785 seinen Contract mit dem Theater auf und

folgte gern ihrer Einladung zu einer Reise nach Sachsen, sobald gegen den März des Jahres 1785 die zu seiner Freilassung nöthigen Wechsel aus Leipzig eingetroffen waren. Rasch im Ergreifen neuer Pläne, verließ er Mannheim, „wo der Horizont drückend und schwer auf ihm lag, wie das Bewußtsein eines Mordes". Die Hauptsache war für ihn, in Freiheit zu kommen; nebenbei spielte er wol mit dem Gedanken, sich dem Rechtsstudium zu widmen und nach einigen Jahren eine Anstellung an einem der kleinen sächsischen Höfe zu suchen. Beim Abschiede von dem treuen Streicher gaben sie sich im scherzenden Uebermuth die Hand darauf, so lange nicht aneinander schreiben zu wollen, bis Schiller Minister und Streicher Kapellmeister geworden sei. Von Margaretha Schwan, die des Dichters Herzensneigung nicht unerwidert gelassen hatte, erhielt er zum Abschied ein schönes Andenken; sie versprachen sich, in Briefen voneinander Nachricht geben zu wollen. Trug er sie im Herzen? An Körner schreibt er: „Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation." So schied Schiller, mehr heiter hoffend als wehmüthig zurückblickend, in den letzten Tagen des Märzes von Mannheim. In einem größern Sinne, als er damals zu ahnen vermochte, ward es der Schritt in eine neue Lebensepoche.

Bewegte Jugendjahre lagen hinter ihm, voll unklaren leidenschaftlichen Dranges, widerstrebender Verhältnisse Meister zu werden, voll trüber Erfahrungen, voll Sorge und Reue. Aber in dem Kampfe mit sich selbst und mit der feindlichen Welt erstarkte die sittliche Kraft des Jünglings, der auch auf abschüssiger Bahn des Lebens mehr und mehr feststehen lernte, der durch das widrige Geschick nicht gebeugt ward, sondern das Haupt nur um so kühner und stolzer erhob und sein Herz um so freier dem reinen Aether der Lebenshoffnung und edler Freundschaft öffnete. Dieses in Stürmen sich

läuternde Innere, diese stets auf sittlicher Basis sich aufbauende Weltansicht, diese Energie eines zum kühnen Wagen entschlossenen Charakters spiegeln auch seine Jugenddichtungen wieder. Das ruhige Ebenmaß des Schönen, die klare Einsicht in die Verhältnisse der Welt und die Charaktere der Menschen mangelt ihnen durchaus. Die Genialität seiner großen dramatischen Anlage greift noch ins Phantastische und Excentrische, weil er die Welt nur in ihren Verirrungen und die Poesie mehr aus Büchern als aus dem Leben kennen gelernt hatte, weil er an Idealen sich erwärmte — seine Philosophie war in Rousseau's Schule gegangen —, welche alles Bestehende für verderbt und vernichtenswerth erklären mußten. Es spricht indeß aus dem zürnenden Ernst, der zur Caricatur gedrängt wird, um das Verbrechen und das Verderbniß mit lebhaften Farben zu malen, ein erhabener großer Sinn, der nach und nach die Welt, die er zu schildern unternimmt, zu sich heranzieht und aus niederer Sphäre des Lebens zu Gemälden höherer Menschheit geläutert emporsteigt. Wenden wir auf ihn die Worte aus seinen „Briefen über Don Carlos" an: „Der Jüngling ... mußte zuvor Begierden übermeistert haben, die einem solchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer mußte er seine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, daß er Mannes genug sei, über den Schmerz zu siegen; er mußte durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen und in diesem Feuer sich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen sehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hindernisse zusagen, die sich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegen werfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bei dem heftigen Blute der Jugend, der Versuchung haben Trotz bieten sehen, können wir ganz sicher sein, daß sie dem gereiften Manne nicht gefährlich mehr sein wird."

II.

„Wenn Sie mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat, der bis jetzt nur aus seinen Thorheiten schließen kann, daß die Natur ein eigenes Project mit ihm vorhatte, der in seiner Liebe viel fodert und bis hierher noch nicht einmal weiß, wie viel er leisten kann, der aber etwas Anderes mehr lieben kann als sich selbst, und keinen nagendern Kummer hat, als daß er Das so wenig ist, was er so gern sein möchte — wenn Ihnen ein Mensch, wie dieser lieb und theuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch. Vielleicht daß Sie Schiller'n noch ebenso gut sind, wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter schon längst widerlegt sein wird." Mit einer solchen Sehnsucht nach Erfüllung einer idealistischen Lebensaufgabe, mit einem so warm für Freundschaft schlagenden Herzen fuhr er im April 1785 auf morastigen Wegen gen Leipzig, das ihm jetzt „wie der rosige Morgen" einer neuen Lebensperiode erschien, in der seine poetische Ader wieder freudig sich bewegen werde. Hier hoffte er sich eine neue freundlichere Existenz zu gründen, und wünschte vor allem, statt wie in Mannheim allein zu wohnen und für alles zerstreuende Detail der wirthschaftlichen Einrichtungen sorgen zu müssen, eine hülfreiche Fürsorge zu finden, welche das Unangenehme von

ihm fern hielte, und einen rechten wahren Herzensfreund, der ihm stets zur Hand sei, wie sein Engel, dem er seine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen könne, nicht aber erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen müsse. Körner fand er noch nicht, doch machte er viele literarische Bekanntschaften, unter denen manche verwundert waren, „daß ein Mensch, der die Räuber gemacht habe, wie andere Muttersöhne aussehen sollte; wenigstens rundgeschnittene Haare, Kuriersthiefeln und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet“.

In der neuen Umgebung, die seine poetischen Ideen wieder in lebendigen Fluß brachte, stellte sich auch gleich das Verlangen nach einer gesicherten häuslichen Existenz ein. Um diese erreichen zu können, wollte er sich „unvermerkt wieder zur Medicin bekehren und späterhin seiner Lieblingsneigung blos zum Vergnügen nachhängen“. Mit diesem Entschluß, der für den Augenblick jeden Zweifel an seiner Standhaftigkeit verbannte, schrieb er am 24. April an den Buchhändler Schwan zu Mannheim, und hielt um die Hand seiner Tochter an. „Meine Aussichten“, schreibt er, „sind bis jetzt unbestimmt und dunkel geblieben; nunmehr fangen sie an, sich zu meinem Vortheil zu verändern. Ich werde mit jeder Anstrengung meines Geistes dem gewissen Ziel entgegengehen. Urtheilen Sie selbst, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmste Wunsch meines Herzens meinen Eifer unterstützen wird. Noch zwei Jahre und mein ganzes Glück wird entschieden sein.“ Der Vater glaubte diesen Antrag zurückweisen zu müssen, indem er die abschlägige Antwort mit der mildernden Ausrede motivirte, seine Tochter sei bei der Eigenthümlichkeit ihres Charakters nicht für ihn geeignet. Schiller unterließ daher den mit ihr verabredeten Briefwechsel und war auch, da Frauenliebe aus seinem Gemüth schnell verdrängt ward, über diese fehlgeschlagene Bewerbung leicht getröstet, als sein Herz in enthusiastischer Freundschaftswonne für seinen Körner aufloderte und er diesen am 2. Juli in Gohlis, wohin er während der Sommermonate gezogen war, in seine

Arme schloß. In diesen erregten Lebensmomenten gelobten sie sich, auf dem Wege zur Vollkommenheit einander hülfreich zur Seite zu stehen und den höchsten Zwecken eines thätigen Lebens vereint entgegenzustreben. Ein Widerhall der köstlichen mit Freunden verlebten dichterischen Stunden des gohliser Aufenthalts ist das begeisterungsvolle Lied „An die Freude", die Ankündigung einer neuen Epoche seiner lyrischen Poesie. Körner enthob ihn durch die uneigennützigste Fürsorge fürs erste allen Geldverlegenheiten und lud nach seiner Verheirathung seinen Herzensfreund im September zu sich nach Dresden. Längere Zeit wohnte Schiller mit Körner's Familie in dessen Landhause auf seinem Weinberge bei Loschwitz. In Körner fand er zum ersten mal den Freund, dessen er bedurfte. Bisher an solche Freunde gewöhnt, die sich ihm bewundernd unterordneten oder nur seine Zerstreuungen theilten, begegnete er in ihm einem feingebildeten, edlen, stets zuverlässigen Charakter, dessen beruhigende und mäßigende Einwirkung dem Ungestüm des jungen Dichters gegenüber von dem heilsamsten Einfluß war; er fand einen in vielseitige Studien eingeweihten Denker, der nicht blos empfangen, sondern auch geben konnte. In diesem Gedankenaustausch klärte sich mehr und mehr Schiller's phantastisch verworrene Speculation auf, die zuletzt an Kant's „Kritik der reinen Vernunft" anzuknüpfen anfing. Die philosophischen Briefe beweisen uns, mit welchem Ernst er sich bemühte, außerhalb der christlichen Weltanschauung, die längst für ihn verloren war, einen Standpunkt im Pantheismus zu gewinnen. Aus diesem Ringen mit dem philosophischen Zweifel erklären sich auch die schroffen Aeußerungen und düstern Bilder in den lyrischen Dichtungen: „Resignation" und „Freigeisterei der Leidenschaft" (jetzt: „Der Kampf", in gemilderter Form).

Vorzugsweise war die poetische Muse dem „Don Carlos" geweiht. Diese dramatische Dichtung zog sich durch mehre Lebensjahre des Dichters hindurch, in denen sein Inneres eine

völlige Umwandlung erlitt; daher behielt sie auch die Spuren dieser Uebergangsperiode trotz aller spätern Versuche, sie durch Ueberarbeitung zu verwischen. Schiller bereute oft, einzelne Scenen in der „Thalia" zu früh bekannt gemacht und sich dadurch die volle Freiheit für die Umschmelzung des Ganzen geraubt zu haben. Diese gingen bis zum achten Auftritt des dritten Acts. Nun erschien Marquis Posa und führte mit der neuen weltbürgerlichen Idee, die in ihm zur Erscheinung kommt, die Dichtung über den anfänglichen Plan hinaus. „Carlos selbst", so äußert sich der Dichter nachher darüber, „war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren so weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen; so kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Act ein ganz anderes Herz mitbrachte." Dies andere Herz hatte der Dichter in seinen neuen Verhältnissen gewonnen. An die Stelle des leidenschaftlichen Widerstrebens gegen die Verhältnisse tritt die Hoffnung auf die Zukunft einer vervollkommneten Menschheit, wo reine Humanität sich verbreitet, wo „die höchstmögliche Freiheit bei des Staats höchster Blüte" besteht. Diese höhere Idee, welche er in seinem Drama darstellen wollte, machte ihn gleichgültig gegen den Theatereffect, den er bei den Erstlingen seiner Muse im Auge gehabt hatte; das Ganze schwoll zu einem dramatischen Gemälde an, das sich späterhin nur durch gewaltsame Verkürzungen in den beschränkten Rahmen einer Bühnenvorstellung einzwängen ließ. Daher war auch die Wirkung auf die Masse nicht so groß wie bei den frühern Stücken, als „Don Carlos" im Jahre 1787 endlich der Oeffentlichkeit übergeben ward; indeß hatte er umsomehr bei dem höhergebildeten Theil des Publicums, namentlich in fürstlichen Kreisen, gewonnen und die Extravaganzen der „Räuber", mit denen bis dahin sein Name verwachsen war, in Vergessenheit gebracht.

Während der Wintermonate lebte er wieder den Zer-

streuungen der Residenz; die Nächte benutzte er häufig zu seinen dichterischen und andern literarischen Arbeiten, wobei er seiner Gesundheit zu viel zumuthete. Auch fanden sich leidenschaftliche Liebesneigungen wieder ein und unterhielten ihn in einer Unruhe, die ihn in die Mannheimer Zustände zurückwarf. In Gesellschaft der Schauspielerin Sophie Albrecht traf Schiller die reizende Julie von A., für die er schnell eine unbezwingliche Leidenschaft faßte. Er näherte sich ihr auf einem Maskenball und schien Gegenliebe zu finden. Der Mutter schmeichelte die Eroberung ihrer Tochter, und er durfte sie auch in ihrem Hause besuchen. Er ahnte nicht, daß er nur ins Netz der Koketterie gelockt war, und während er durch werthvolle Geschenke, selbst in baaren Summen, die von den Vorschüssen auf den „Don Carlos" bestritten wurden, sich der Geliebten gefällig zu erweisen suchte, war er heimlich die Zielscheibe ihres Spottes. „Die Geliebte", so erzählt Frau von Wolzogen, „hatte ihrem Freunde die Weisung gegeben, daß, wenn er Licht in einem gewissen Zimmer sehe, er nicht ins Haus kommen dürfe, weil sie da in Familiengesellschaft sei. Seine Freunde wußten, daß sie dann von der Mutter begünstigte Anbeter empfing. Der Kampf zwischen Vernunft und Leidenschaft begann; aber ein Zauberblick der Liebe riß ihn wieder hin, und die Stimme der erstern ward überhört." In einem etwas spätern Briefe kommt er zu dem offenen Geständniß: „jede Kokette könne ihn reizen, jede habe eine Macht über ihn durch seine Eitelkeit und Sinnlichkeit." Die Freunde drangen auf seine Entfernung und veranlaßten vielleicht seinen kurzen Frühlingsaufenthalt in Tharand. Von den Briefen und Gedichten an die Geliebte ist nur ein Stammbuchblatt vom 2. Mai 1787 erhalten, woraus sich schließen läßt, daß er nicht erfahren hat, wie arg er getäuscht worden sei, zugleich aber auch, wie rein von seiner Seite das Verhältniß aufgefaßt ward. Die Schlußworte lauten:

Spät führte das Verhängniß uns zusammen,
Doch ewig soll das Bündniß sein.
Ich kann Dir nichts als treue Freundschaft geben,
Mein Herz allein ist mein Verdienst;
Dich zu verdienen will ich streben,
Dein Herz bleibt mir, wenn Du das meine kennst.

Gegen den Sommer 1787 reiste Schiller nach Weimar, das schon mehrmals früher das Ziel seiner Wünsche gewesen war. Dorthin lud ihn jetzt die schon in Mannheim verehrte Freundin, Frau von Kalb, welche seit kurzem ihren Wohnsitz in Weimar genommen hatte; dorthin zogen ihn die am Himmel der Literatur leuchtenden Sterne, Wieland und Herder — Goethe war noch in Italien —; auch erwartete ihn dort ein Hof, der die Pflege dichterischer Talente sich zur Ehre rechnete und Schiller'n bereits seine besondere Anerkennung hatte zutheil werden lassen, ja ihm durch den Titel eines weimarischen Raths eine Berechtigung auf seinen Schutz gegeben hatte. Der eben erschienene „Don Carlos" ging dem Dichter als gunstverheißende Empfehlung voran.

Indeß mochte er in Weimar wol mehr erwarten, als sich erfüllte. Am Hofe bezeigte man ihm nur geringe Aufmerksamkeit; in dem Cirkel der Herzogin Amalie zu Tiefurt war er eine mehr fremdartige Erscheinung, die nicht anzog und nicht angezogen ward. Dagegen zeigte sich Frau von Kalb als die liebevolle Leiterin und Beschützerin des Dichters, und die Herzenswärme, welche dies „Verhältniß" gewonnen hatte, blieb nicht ohne vielseitige Anregung für seinen Dichtergenius. Die Celebritäten Weimars und bei einem Augustbesuche auch der benachbarten Universität Jena lernte er nach der Reihe kennen; doch ein näheres Anschließen fand nur bei Wieland statt, der Schiller'n für seine mattgewordene Zeitschrift „Merkur" und in dem fleißigen Mitarbeiter vielleicht auch einen Eidam zu gewinnen hoffte. Beide standen jedoch an Jahren und Bildung einander zu fern, als daß sie sich etwas sein konnten. Für den „Merkur" lieferte Schiller in den nächsten Jahren

mehre Beiträge und wurde durch Schütz in Jena auch als Mitarbeiter an der „Allgemeinen Literaturzeitung" angeworben. Durch diese Verbindungen, welche mehr bildend als phantasieerregend auf ihn einwirkten, ward er mehr in wissenschaftliche Beschäftigungen hineingezogen. Er nahm das schon in Dresden liebgewonnene Studium der Geschichte wieder auf und beschloß statt eines neuen dramatischen Werkes eine ausführliche Darstellung der Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung zu bearbeiten; auf diesem Gebiete hoffte er die philosophische Auffassung mit dem Glanze des dramatischen Effects zu verbinden, und diese Art Geschichte zu schreiben war damals in Deutschland noch neu. Zugleich fühlte er die Nothwendigkeit, durch derartige Studien seinen Ideenkreis zu erweitern; er fürchtete sich zu erschöpfen und auszuschreiben. „Was ich bin", setzte er mit scharfer Selbstbeobachtung hinzu, „bin ich nur durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kräfte." Er hatte daher Stunden der Verzagtheit, wo er über geistige Ermattung klagte und, so sehr er auch jetzt das Aeußere seiner Existenz rühmen konnte, sie doch eine elende nannte, elend durch den innern Zustand seines Wesens. In dieser winterlich melancholischen Stimmung, in der ihm „alle Triebe zu Leben und Thätigkeit abgenützt" schienen, ist eine bürgerliche und häusliche Existenz „das Einzige, was er noch hofft". „Ich muß", schreibt er an Körner, „ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann." Es scheint ihm, als stehe ihm „das ganze Weibergeschlecht offen", aber er wünscht, bestimmt zu sein. Mit dem nächsten Frühjahr (1788) rückte er dieser „Bestimmtheit", nach der er verlangte, um Vieles näher.

Gegen Ende des Jahres 1787 machte Schiller eine Reise nach Meiningen, um seine dort verheirathete Schwester und die Familie Wolzogen zu besuchen. An einem trüben Novembertage begleitete er Wilhelm von Wolzogen auf einem

Ausfluge nach Rudolstadt. Hier wohnte eine dem Wolzogen'schen Hause verwandte Familie, von Lengefeld, mit der auch Schiller vor einigen Jahren bei ihrer Durchreise durch Mannheim eine flüchtige Bekanntschaft angeknüpft hatte. Karoline, die ältere Tochter der Frau von Lengefeld (der Vater war früh gestorben), war mit dem rudolstädtischen Hofrath von Beulwitz verheirathet, was die Mutter veranlaßt hatte, mit ihrer jüngern Tochter, Charlotte, welche für eine Hofdamenstelle in Weimar ausgebildet wurde, gleichfalls in der kleinen Residenz sich niederzulassen. Im Kreise dieser edlen Familie ward Geist und Gemüth zugleich angesprochen. Schiller war in seiner Unterhaltung warm, offen und hingebend. Er sprach beim Abschiede den Entschluß aus, den nächsten Sommer das schöne Thal in ihrer Nähe zu seinem Aufenthalt zu wählen.

Im Mai des Jahres 1788 bezog er seine Frühlingswohnung in dem Dorfe Volkstädt, das unweit Rudolstadt gegenüber den sanftansteigenden bewaldeten Höhen, die sich längs den Krümmungen der Saale hinziehen, anmuthig gelegen ist. In dieser heitern Umgebung belebte sich wieder die Frische und Munterkeit seines Geistes. Wenn ihn die Stunden der Einsamkeit anhaltend an seine „Geschichte der Niederlande" und an seinen Roman „Der Geisterseher" fesselten, so erwarteten ihn die gemüthvollen Abende im Kreise der Lengefeld'schen Familie, mit der Alles, was in Rudolstadt Geist und Bildung besaß, in enger Beziehung stand. Was er schrieb, wurde partienweise dort vorgelesen und gab Anlaß zu tiefeingehenden Unterhaltungen. Dort las Schiller auch den Homer und einige griechische Tragödien in Uebersetzungen vor, wodurch auch er zum ersten mal der Poesie der Griechen nahe trat, die seinem nachmaligen poetischen Schaffen die höhere Richtung zu geben bestimmt war. Diese geistigen Anregungen knüpften das Band hingebender Freundschaft fester und inniger, und die Liebe fand den Weg zu den Herzen. Charlotte hatte, wie ihre Schwester berichtet,

„eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge und ihr Auge blickte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Sie hatte Talent zum Landschaftzeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur, und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Auch sprach sich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind." Sie hatte viel gelitten durch eine unglückliche Liebesneigung, „deren Hoffnungslosigkeit den Geliebten über die See nach einem andern Welttheile getrieben hatte". Auch die Entsagung hatte ihrem Wesen eine ideale Ruhe und Fassung gegeben, sodaß sie dem unruhvollen Gemüth des Dichters, über dem die Melancholie manchmal ihre dunkeln Flügel ausbreitete, als eine Iphigenie erschien, die ihn aus der Hand der Eumeniden errettete. Schmerzliche Tage bereitete ihm im August die Nachricht von dem Tode der hochherzigen Wohlthäterin seiner Jugend, Frau von Wolzogen. „Ich darf", schreibt er ihrem Sohne, „die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich ihre schöne, liebevolle Seele habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden lassen, wenn ich die ruhige Fassung nicht verlieren will, in der ich Ihnen schreiben möchte. Aber ihr Andenken wird ewig und unvergeßlich in meiner Seele leben, und alle Liebe, die ich ihr schuldig war, und alle herzliche Achtung, die ich für sie hegte, soll ihr ewig gewidmet bleiben."

Gegen das Ende des Frühlings, den Schiller bei Rudolstadt verlebte, war Goethe von seiner italienischen Reise wieder nach Weimar zurückgekehrt. Wie sehr ihm dort die Geister unterthan waren und sich zu ihm, wie die Blumen zur Sonne, hinwendeten, hatte Schiller in jenen ästhetischen Gesellschaftskreisen, in die er eingeführt ward, selbst erfahren, und auch von den Lippen des strengen Herder hörte er nur

Worte der Ehrfurcht und Bewunderung. Im Bewußtsein des eigenen Werthes konnte er sich nicht ganz eines neidischen Gefühls erwehren; der Günstling des Glücks erweckte in ihm ein Gefühl, „wie es Brutus und Cassius dem Cäsar gegenüber gehabt haben müssen". Auf rasche Annäherung und warme Hingebung war daher auch von Seiten Schiller's nicht zu rechnen; dies sah man schon aus der Recension des „Egmont", in der die Verschiedenheit beider Dichter scharf ausgesprochen war. Indeß hatte Goethe ihm manche Beweise von Aufmerksamkeit gegeben; Grüße wurden zwischen ihnen gewechselt; Goethe äußerte, er würde Schiller'n besucht haben, wenn er gewußt hätte, daß er ihm so nahe am Wege wohnte, als er nach Weimar reiste, und sprach sich sogar über die Beurtheilung des „Egmont" „mit Achtung und Zufriedenheit" aus. Die beiderseitigen Freunde und Freundinnen wünschten sehr eine Zusammenkunft der beiden Dichter herbeizuführen. Am 7. September, einem Sonntag, kam Goethe in Begleitung von Herder und Frau von Stein, die auch Schiller'n sehr wohlwollte, zum Besuche bei der ihm gleichfalls befreundeten Lengefeld'schen Familie herüber, und die beiden dichterischen Größen Deutschlands reichten sich zum ersten mal die Hand. Der Erfolg dieser Stunden entsprach nicht ganz den Erwartungen der Freundinnen. Schiller wurde nicht gleich Andern von Goethe's erstem Erscheinen erwärmt und durch den Zauber seines geistvollen Gesprächs zur Bewunderung hingerissen. Schon „sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte". Auch während der Unterhaltung blieb er mehr ein schweigsamer Beobachter; die Freundinnen hatten von ihm mehr Wärme in seinen Aeußerungen erwartet, sowie von Goethe freundlichere Worte der Anerkennung. Obwol Goethe nachmals bekennt: „den redlichen und so seltenen Ernst, der in Allem erscheint, was Sie geschrieben und gethan haben, habe ich immer zu schätzen gewußt", so lag doch Alles, was

Schiller von den „Räubern" bis zum „Carlos" verfaßt hatte, von der Bildungsstufe und Geistesrichtung, die Goethe aus Italien heimbrachte, so weit ab, daß ein lebhaftes Eingehen auf die bisherigen Productionen des jungen Dichters und ein Heranziehen zu inniger Befreundung damals noch unmöglich war oder doch nicht aufrichtig und daher nicht von Erfolg sein konnte. Schiller äußerte über diese Zusammenkunft an seinen Freund Körner: „Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von Goethe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessanter ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." Noch ungünstiger lauteten seine mündlichen Aeußerungen.

Nachdem Schiller noch in Rudolstadt die ersten Herbstmonate verlebt hatte, kehrte er gegen die Mitte des Novembers nach Weimar zurück. Zwar berichtet er dem Freunde, daß er für die jüngere Lengefeld „nur eine herzliche vernünftige Freundschaft" fühle und seine Empfindungen auf Mehre vertheilt habe.*) Dennoch sind seine Briefe an Charlotte Zeugnisse der liebevollsten Anhänglichkeit, welche die Ahnung nicht verbergen, daß sie eine Bedeutung für die Zukunft gewinnen werde. Er lebte in Weimar zurückgezogener denn je. „Alles ist mir hier fremd geworden; ein Interesse an

---

*) Wahrscheinlich denkt er dabei an die Tochter des Geheimraths Schmidt in Weimar, Karoline, für die er eine Widmungsstrophe voll warmen Gefühls in ein Exemplar des „Don Carlos" schrieb. Auf diese beziehe ich auch das Gedicht (in der Sammlung mit 1788 bezeichnet) „Einer Freundin ins Stammbuch".

den Dingen zu schöpfen, muß man das Herz dazu mitbringen, und mein Herz lebt unter Ihnen.“ Den Umgang vermied er so sehr, daß er selbst Goethe nur sehr selten aufsuchte, gleichsam als fürchte er, daß der überlegene Geist von ungünstigem Einfluß auf ihn sein könne, während er doch rühmen muß, daß Goethe Interesse für ihn beweise und „Die Götter Griechenlands“ sehr günstig beurtheilt habe. Die verhaltene Misstimmung bricht mitunter wol offen hervor, wie in den herben Zeilen an Körner: „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht wird sein Genie von seinem Schicksal getragen!“ Indeß hatte Goethe's Nähe schon den Einfluß, daß er um seinetwillen dem Gedichte „Die Künstler“ die möglichste Vollendung zu geben wünschte. Zugleich hatte er alle Ursache, mit der Aufnahme, welche die Producte seiner rastlosen Thätigkeit beim Publicum fanden, zufrieden zu sein. Die „Geschichte des Abfalls der Niederlande“, wovon der erste Band jetzt erschien, verschlang den Kranz des Geschichtschreibers mit dem des dramatischen Dichters. Er begann auch um diese Zeit eine „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen“, von der 1788 ein Band erschien, welcher von seiner Hand die Uebersetzung von Saint-Réal's Schilderung der Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig enthält. Sein Roman „Der Geisterseher“, welchen die „Thalia“ in Bruchstücken brachte, erwarb sich einen großen Leserkreis, so sehr er auch selbst dieses Werk für eine untergeordnete Beschäftigung seiner dichterischen Thätigkeit hielt und ihm erst bei dem philosophischen Gespräch Geschmack abgewann. Mit dem Drama blieb er gleichfalls in Verbindung und erkannte mit richtigem Takt, daß er sich in dieser Dichtgattung mehr als in irgend einer andern zutrauen dürfe. Er begann das unvollendet gebliebene Schauspiel „Der Menschenfeind“. Die Liebe zum Alterthum, dessen dichterische Götterwelt ihm den enthusiastischen Hymnus „Die Götter

Griechenlands“ eingegeben hatte, führte ihn von neuem zur Betrachtung des griechischen Drama und veranlaßte die metrische Nachbildung von Euripides' „Iphigenie“ und einigen Scenen der „Phönizierinnen“.

Unter solchen Arbeiten erfreute er sich an der Aussicht auf die vor ihm liegenden Jahre productiver Thätigkeit, indeß seine Freunde auf andere Weise für seine Zukunft bemüht waren. Sein geschichtlicher Versuch hatte ein günstiges Vorurtheil für seine Befähigung zum Lehrstuhl der Geschichte erweckt. Eichhorn hatte einen Ruf nach Göttingen angenommen, und da nach seinem Abgang von Jena die Geschichte blos in den Händen des trockenen Professors Heinrich geblieben war, so hoffte man in Schiller den Mann zu finden, der diese Wissenschaft durch geistvolle Lebendigkeit der studirenden Jugend lieb machen könne. Sobald man seiner Zustimmung sich vorläufig versichert hatte, schrieb Minister von Voigt an den in Gotha verweilenden Herzog Karl August, welcher die Sache bald mit den übrigen thüringischen Höfen ins Reine brachte und Goethe den Auftrag ertheilte, Schiller's Berufung einzuleiten. Goethe, der, nach Schiller's eigenen Worten, die Anstellung mit Lebhaftigkeit beförderte, machte dem noch schüchternen Docenten Muth mit den Worten, daß man durch Lehren lerne (docendo discitur). Denn der angehende Professor der Geschichte muß der Freundin offen bekennen, daß mancher Student wol schon mehr Geschichte als er wisse. Zugleich beklagt er auch den Verlust seiner Unabhängigkeit und freien literarischen Muße. „Um mich des neuen Faches, in das ich mich jetzt einlasse, zu bemächtigen, daß ich meine eigene Zufriedenheit verdiene und gründlich darin wirken kann, muß ich zwei, drei Jahre jeder andern Thätigkeit absterben und in einem Schwall von mehr als tausend geist- und herzlosen alten Schriften herumwühlen.“ Ueberdies machte ihm nicht nur die Uebersiedelung und der Amtsantritt neue Kosten, bevor noch die alten Schulden getilgt waren, sondern er erhielt auch fürs erste gar keinen Gehalt.

Dennoch wurden die Unannehmlichkeiten des ersten Moments durch die Vorstellung überwogen, daß er in eine bürgerliche Existenz, in eine „gewisse Rechtlichkeit" komme und zu der geachteten Stellung eines Universitätsgelehrten gelange, die ihm auch für seine fernere literarische Thätigkeit nothwendig sei. „Um glücklich zu sein", schreibt er an seine Freundin, „muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Producten meines Geistes abhängig sein. Dazu konnte mich aber nur dieser Schritt führen, und darum hab' ich ihn gethan." Am 11. Mai des Jahres 1789 zog Schiller als außerordentlicher Professor der Philosophie in Jena ein.

III.

Schiller begann seine akademische Thätigkeit (am 26. Mai) mit der Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte", worin er mit glänzender Beredtsamkeit den Werth universeller Humanitätsbildung gegenüber den beschränkten Facultätsstudien erhob. Er las anfangs am Dienstag und Mittwoch in den Abendstunden von 6—7 Uhr, sodaß er fünf Tage für die nöthige Vorbereitung behielt. Scharenweise strömten die Studenten zu dem Beginn seiner historischen Vorlesungen; dies hob seinen Muth und machte ihn zufriedener mit seiner neuen Lage. Aus den Vorträgen über alte Geschichte erwuchsen mehre einzelne historische Abhandlungen: „Die Sendung Moses"; „Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde"; „Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon". Mit Alexander dem Großen ward der Cursus dieses ersten Semesters geschlossen. Auch gelehrte Freunde hatten sich zu ihm gefunden; er verkehrte mit Griesbach, Schütz und Reinhold, mit denen er schon von Weimar aus Bekanntschaft angeknüpft hatte. Indeß hat er doch zu klagen, daß es seinem Herzen an Nahrung, an einer beseelenden Berührung fehle. In diesem Geständniß spricht sich zugleich das Verlangen nach Charlotten aus, für die nach mancherlei Schwankungen sein Gefühl um so lebhafter entschieden war, als das Verhältniß zu Frau

von Kalb seine frühere Wärme verloren hatte. Bei der Durchreise der Schwestern zum Bade Lauchstädt bei Halle (im Juli 1789) wollte er seine Wünsche gestehen, aber Charlottens gemessenes Betragen, das ihm als Kälte erschien, „zwang seine glühenden Geständnisse in sein Herz zurück". Die Schwester Karoline kam den zögernden Liebenden zu Hülfe. „Meine Schwester", so berichtet diese, „fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben. Einem andern Verhältniß, das sich ankündigte, war sie durchaus abgeneigt. Schiller's ganzes Herz, alle seine Hoffnungen für das Leben hingen an dieser Aussicht. Bei unsern einfachen Gewohnheiten, entfernt von Ansprüchen an äußern Glanz, sah ich eine sorgenlose Zukunft für meine Schwester und freute mich lebhaft der Hoffnung auf ein öfteres Zusammenleben mit meinem Freunde in einem so nahen Verhältnisse." Sie veranlaßte Schiller zu einem Besuch in Lauchstädt; das Geständniß der Liebe wagte endlich laut zu werden. Der Mutter sollte das Verlöbniß noch verborgen bleiben, bis Schiller'n ein festes Gehalt zugesichert wäre; auch mochten die adligen Standesvorurtheile etwas Schonung gebieten.

Mit dieser Liebe hatte sich Schiller'n eine neue Aussicht ins Leben eröffnet. „Nie habe ich so frei und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können, als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren." Briefe voll Lebensfreude und Hoffnung flogen jetzt nach Rudolstadt hinüber, auch darin Zeugnisse der Eigenthümlichkeit des Schiller'schen Geistes, daß sie nicht von dem zarten lyrischen Hauch jugendlicher Liebe poetisch belebt sind, sondern von der Empfindung stets in das Gebiet philosophischer Speculation hinüberschweifen, sodaß uns in den zärtlichen Geständnissen der Liebe wieder der Ernst und die Würde seines Charakters entgegentritt: „Daß ich deiner werther bin, daß ich dem Bilde näher trete, das deine Liebe dich von mir machen läßt, nur dieses ist es, was mich entzückt, wenn ich mir über etwas Großem begegne,

wenn ich mir meine eigene Achtung abgewinne." Zu diesem Gefühl erhob ihn das Gelingen der geschichtlichen Abhandlung über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, welche die Bestimmung hatte, eine „Sammlung historischer Memoires", die er seit 1790 herauszugeben begann, einzuleiten.

In der Freude störten ihn jedoch auch manche Unannehmlichkeiten, die ihm fast die neue Professur verleideten, besonders eine erbärmliche Zänkerei mit seinen gelehrten Collegen, weil er sich auf dem Titel seiner gedruckten Antrittsrede als Professor der Geschichte (statt der Philosophie) bezeichnet hatte. Da blickte er wieder hinaus nach einer freien Stätte am schönen Rhein, wo sich ihm durch die Gunst des trefflichen Coadjutor von Dalberg neue Hoffnungen eröffneten. Jedoch war dem kleinen weimarischen Fürstenhause die Gabe verliehen, die Geister, die es an sich gezogen, auch festzuhalten, und Schiller hat nur hier den friedlichen häuslichen Herd gegründet. Karl August bewilligte ihm einen Gehalt von 200 Thalern. Der Meiningische Hof verlieh ihm den Hofrathstitel. Die anfangs bedenkliche Mutter Charlottens gab dem Ehebunde ihre Zustimmung, und am 22. Februar 1790 erhielt dieser ganz in der Stille in der Kirche zu Wenigenjena die kirchliche Einsegnung, zu der die Mutter von Rudolstadt herübergekommen war. Es folgten schöne Tage im ersten Frühling der Ehe. „Was für ein schönes Leben", schreibt Schiller frohbewegt an Körner, „führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erhebung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir die Tage dahin." Schon dadurch konnte die junge Gattin dazu beitragen, ihm den Himmel heiterer zu machen, daß sie durch Wirthschaftlichkeit und geordnete Leitung der finanziellen Verhältnisse ihn den Geldsorgen enthob. War auch sein festes Einkommen

nur gering, so lieferten ihm doch seine schriftstellerischen Arbeiten in diesen Jahren rastlosen Schaffens einen so reichlichen Ertrag, daß er bei den geringen Ansprüchen Beider an äußern Glanz und Vergnügen für ihre Bedürfnisse mehr als genügend war. Auch an gemüthlichen geselligen Verbindungen mit mehren Professorenfamilien fehlte es nicht, unter denen vor allen Griesbach's und Hufeland's mit Schiller innig befreundet waren.

Vergegenwärtigen wir uns auf diesem Grenzpunkte zweier Lebensperioden, wo wir Schiller in das glücklichste Jahr seines Lebens eintreten sehen, das Bild seiner Persönlichkeit, wie es von den Mitlebenden gezeichnet worden ist.

Schiller erhielt von der Natur, die ihn mit geistigen Anlagen so freigebig ausgestattet hatte, nicht die Gabe, durch seine persönliche Erscheinung rasch zu fesseln und lebhaft anzuziehen. Dem Jüngling war sie (was auf den Gang seines Lebens nicht ohne Einfluß blieb) in weit geringerm Grade verliehen, als dem Manne, dessen ganzem Wesen die durch Anstrengung errungene Geisteshoheit und Charakterwürde sich mitgetheilt hatte. Sein langer schmächtiger Körper behielt immer etwas Steifes und Linkisches, Haltung und Gang waren nachlässig. Auf einem sehr langen Halse ruhte das sinnende, tiefgeneigte Haupt mit buschigem dunkelrothen Haar. Unter der vollen breitgewölbten Stirn, deren Knochen stark hervortraten, lagen die dunkelgrauen Augen tiefversteckt unter dichten röthlichen Augenbrauen und warfen nur selten in erregten Momenten einen leuchtenden Strahl des Blicks, der sonst nur nach innen gekehrt zu sein schien. Die Nase war dünn und sehr gebogen. Die Unterlippe trat hervor, besonders im Affecte, und zeigte das Spiel seiner Empfindungen. Seine Gesichtszüge waren lebhaft; wie von der hohen Stirn der erhabene Gedanke, so leuchtete aus ihnen dem Befreundeten das warme edle Gemüth in voller Wahrheit des Ausdrucks entgegen. Die Stimme war energisch, aber kreischend und beim Declamiren eintönig und ohne Modulation; seine

Sprache behielt stets die Eigenheiten des schwäbischen Dialekts. In seiner Jugend vernachlässigte er seine Kleidung, und eine wüste Unordnung herrschte auf dem Zimmer des Dichters; später fing er an, mehr auf sein Aeußeres und seine Toilette zu achten, und die Läuterung des ästhetischen Sinnes gab sich auch in seiner Umgebung kund. Seine Lebensweise war selten geregelt. Früh gewöhnte er sich, die nächtlichen Stunden zu seinen poetischen Arbeiten zu gebrauchen. In der Einsamkeit und dem Schweigen der Nacht fühlte er seine Phantasie lebhafter erregt, und die innere Welt drängte sich freier zu poetischer Gestaltung hervor. Die Umkehr der Naturordnung rächte sich jedoch an seiner Gesundheit. Künstliche Mittel, welche angewandt wurden, die körperliche Ermattung zu bezwingen, erschlafften den von Natur kräftigen Organismus und legten den Keim zu einem langen Siechthum und frühen Tode.

In den ersten Jahren seiner jenaischen Professur war er mit Arbeiten überhäuft. Während er Geschichte lehren sollte, war er genöthigt, das Material sich erst mühsam zusammenzusuchen, sodaß er manchmal auf den Gedanken kam, einige Jahre zu privatisiren, um, seines Faches mächtig, mit größerer Sicherheit als Docent auftreten zu können. Neben dem geschichtlichen Collegium las er im Sommer 1790 zugleich über Aesthetik, wobei er den Sophokleischen „Oedipus auf Kolonos" zur Grundlage wählte. Zugleich war er hinsichtlich seines Erwerbs vorzugsweise auf Schriftstellerei hingewiesen. Er übernahm für den Göschen'schen „Damenkalender" die Bearbeitung der „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges", welche er durch große Anstrengung seiner Kräfte gegen den Herbst bis zur Schlacht bei Breitenfeld führte. Es war das letzte gesunde Jahr seines Lebens.

Im Januar 1791 wurde Schiller während eines Aufenthalts in Erfurt, wo er die ausgezeichnete Gunst des Coadjutors von Dalberg genoß, von einer heftigen Krankheit befallen, die, kaum einigermaßen gehoben, durch häufige

Rückfälle seine Kräfte erschöpfte und ihn dem Tode nahe brachte. Ein rheumatischer Schmerz spannte sich über die Brust aus und beklemmte den Athem, sodaß ihm oft die Sprache versagte. Bei schmerzhaftem Husten warf er mehrmals Blut aus; Krampfanfälle stellten sich noch häufig wieder ein, als schon die Genesung vorgerückt zu sein schien. Je mehr ihn seine Krankheit außer Thätigkeit setzte, desto inniger ward das Band mit seiner Frau, der treuen Pflegerin des geliebten Kranken. „Ihr liebes Leben und Weben um mich", lautet das schöne Zeugniß, das er ihr in einem Briefe an Körner gibt, „die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre." Seine Vorlesungen mußte er über ein Jahr lang aussetzen. Ausflüge nach Rudolstadt und Erfurt, sowie eine Badecur in Karlsbad stellten die Kräfte soweit wieder her, daß er zu seinen schriftstellerischen Arbeiten zurückkehren konnte. Zu poetischer Erholung diente ihm die Bearbeitung einiger Gesänge aus Virgil's „Aeneide" in modernen Stanzen. Gern mit Projecten spielend, trug er sich um jene Zeit mit dem Plane eines nationalen Epos. Schon früher schien ihm Friedrich der Große der geeignete Held zu einer epischen Dichtung; jetzt zog ihn Gustav Adolf an. Die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" hielt ihn noch bis in den September 1792 beschäftigt, und wenn besonders die zweite Hälfte des Werkes hinter den Anfoderungen, die wir an eine derartige historische Monographie machen, zurückbleibt, so haben wir zu bedenken: in doloribus pinxit, unter beständigen Krankheitsanfällen ist das Werk zu Ende gebracht worden. Auch Nahrungssorgen blieben nicht aus und zwangen ihn zur Arbeit. Segen daher dem Andenken der edlen Männer, die ihm in dieser leiden- und sorgenvollen Lage die hülfreiche Hand entgegenstreckten!

Zu Schiller's wärmsten Verehrern gehörten in Dänemark der edle Schwärmer Baggesen, der sich auch als deutscher

Dichter einen Namen erworben hat, der Graf Ernst von Schimmelmann und der Herzog Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg. Zu diesen war, während Schiller sich in Karlsbad stärkte, die Nachricht von seinem Tode gedrungen und hatte ein Familienfest zu Hellebeck in eine Todesfeier verwandelt. Schon die Erzählung von jenen Trauertagen, von denen Baggesen an Reinhold berichtete, machte auf Schiller's Gemüth einen tiefen, rührenden Eindruck. Allein wie übertraf diesen noch die gewaltige Ueberraschung, als am 13. December ein Schreiben des Grafen von Schimmelmann und des Herzogs von Augustenburg anlangte, worin ihm auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Thalern angeboten wurde, damit er sich ganz der zu seiner völligen Erholung nöthigen Ruhe überlassen könne! Dieses Geschenk ward ebenso zart angeboten, als es von dem Dichter angenommen wurde. Vor seinem Blick öffnete sich wieder eine heitere Aussicht ins Leben. Endlich konnte er verjährte Schuldposten tilgen, und Rücksicht auf Erwerb brauchte fürs erste nicht seine geistige Beschäftigung zu bestimmen und ihn zur Ueberanstrengung seiner Kräfte zu nöthigen.

Die Geschichte schien bei ihm ihren Zweck als geistiges Erziehungsmittel erfüllt zu haben, gesteht er doch selbst hinsichtlich seiner Stellung zur Geschichte, daß sie nur ein Magazin für seine Phantasie sei, und die Gegenstände sich gefallen lassen müßten, was sie unter seinen Händen würden. Allein schon die Gewöhnung an die Betrachtung des Realen und Thatsächlichen war für seinen Geist ein vortreffliches Correctivmittel. Ehe jedoch der Dichter neugestaltet daraus hervorging, mußte er noch im Bade der philosophischen Studien seine Ideen läutern und zu größerer Klarheit durcharbeiten. Mit dem Jahre 1792 begann das eifrige Studium der Kant'schen Philosophie, von der er nicht zu lassen entschlossen war, bis er sie völlig ergründet habe, wenn ihm dies auch drei Jahre kosten könnte. Sein Freund Körner war ihm mit der Begeisterung für den großen königsberger Denker schon lange

vorangegangen; in Jena fand Kant's System den lebhaftesten Anhang; namentlich ward Reinhold dessen beredter Verkündiger und Ausleger. Warum sich Schiller gerade damals von diesem bisher ihm sehr befreundeten Collegen nicht ohne verletzende Kälte zurückzog, ist nicht hinreichend aufgeklärt. Aus der Beschäftigung mit Kant's „Kritik der Urtheilskraft" erwuchsen die seit dem Herbst 1792 vor einem kleinen Zuhörerkreise gehaltenen Vorlesungen über Aesthetik; ferner mehre philosophische Abhandlungen in der „Neuen Thalia" (1792—93) „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", „Ueber die tragische Kunst", „Ueber Anmuth und Würde", „Vom Erhabenen" (in den Werken findet sich nur ein Theil dieser Abhandlung unter dem Titel „Ueber das Pathetische"), „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände". Endlich führte ihn die philosophische Betrachtung der Principien des Schönen zu einer umfassenden Behandlung der Aesthetik, deren Theorie er mit der höchsten reinmenschlichen Bildung und der Cultur der Menschheit in Verbindung setzte und über das Kant'sche Schulsystem hinausführte; dies war der Anfang der vortrefflichen „Briefe über ästhetische Erziehung", deren Abfassung in die Jahre 1793 und 1794 fiel.

Mitten unter diesen philosophischen Arbeiten ergriff ihn noch einmal ein lebhaftes Interesse für die politischen Zeitereignisse. Empört über die Pöbelherrschaft in Frankreich, konnte er kaum der Versuchung widerstehen, sich in den Proceß des unglücklichen Ludwig XVI. zu mischen und seine Sache zu führen. Doch mußte er bald einsehen, daß auch das beredteste Wort edler Besonnenheit nicht den Sturm politischer Leidenschaft zu beschwichtigen vermöge. Die Ereignisse rollten zu schnell dahin, um nochmals solche Entwürfe aufkommen zu lassen; auch Schiller flüchtete aus den Wirren der Gegenwart ins ewige Gebiet der Wahrheit und Schönheit. Das französische Bürgerdiplom, das ihm der Nationalconvent ausfertigte, kam nicht mehr in die Hände eines repu-

blikanisch gesinnten Enthusiasten, für den der Dichter der „Räuber" und des „Fiesco" jenseit des Rheins galt.

Mit seinem schwankenden Gesundheitszustande hatte Schiller fortwährend zu kämpfen. Mit dem Frühling 1793 entsagte er daher aller akademischen Lehrthätigkeit, bezog zu seiner Erholung ein Gartenhaus außer der Stadt und entschloß sich, da die Liebe zu seiner Heimat, die er seit elf Jahren nicht gesehen hatte, wieder recht lebhaft in ihm geworden war, zu einer Reise nach Württemberg. Am 8. August langte er mit seiner Frau in Heilbronn an. „Die Meinigen", schreibt er an Körner, „fand ich wohlauf und, wie du denken kannst, sehr vergnügt über unsere Wiedervereinigung. Mein Vater ist in seinem siebenzigsten Jahre das Bild eines gesunden Alters; . . . . er ist in ewiger Thätigkeit, und diese ist es, was ihn gesund und jugendlich erhält. Meine Mutter ist auch von ihren Zufällen frei geblieben und wird wahrscheinlich ein hohes Alter erreichen. Meine jüngste Schwester ist ein hübsches Mädchen geworden und zeigt viel Talent; die zweite Schwester versieht die Wirthschaft sehr gut und führt jetzt in Heilbronn meine Oekonomie." Zu den Genüssen des Wiedersehens der Seinigen kam noch im nächsten Monat, wenige Tage nach seiner Uebersiedelung nach Ludwigsburg, die erste Vaterfreude hinzu, indem ihm am 14. September ein Sohn geboren wurde. Auch alte Freunde fand er wieder, mit denen er sich in Jugenderinnerungen ergehen konnte, unter ihnen einen seiner vertrautesten Jugendgefährten, den Arzt Dr. von Hoven. Dieser war nicht wenig erstaunt, in ihm einen ganz veränderten Mann wiederzusehen. „Sein jugendliches Feuer", so äußert von Hoven sich darüber, „war gemildert; er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle der vormaligen Nachlässigkeit war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses, kränkliches Aussehen vollendete das Interessante seines Anblicks. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden

des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichthum seines Geistes! wie liebevoll zeigte sich sein weiches, theilnehmendes Herz! wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden."

An den Herzog Karl richtete Schiller ein Schreiben von Heilbronn aus mit den Versicherungen der Ehrerbietung und Dankbarkeit. Er erhielt keine Antwort. Der Herzog hatte geäußert, Schiller werde kommen, aber von ihm ignorirt werden. Er legte indeß seinem Gaste nichts in den Weg; auch der Vater erhielt Freiheit und Urlaub, um mit seinem Sohne zusammensein zu können. Der Herzog, schon damals schwer an der Gicht erkrankt, starb am 24. October. Daß er von Schiller „wie ein Freund betrauert wurde", gehört der idealisirenden Biographie an; dieser schreibt an Körner: „Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben. Das ist der neue Herzog (Friedrich Eugen) in jeder guten und auch in jeder schlimmen Bedeutung des Worts." Zu einem Glückwunschschreiben an den neuen Herzog ließ er sich, trotz der Bitte des Vaters, nicht bewegen.

Während des Aufenthalts in der Heimat trat Schiller der Poesie wieder näher. Am meisten beschäftigte ihn die Lectüre der griechischen Dichter. In Ludwigsburg las er fast alle Abende aus Voß' Homer vor. Er arbeitete an dem Entwurf zum „Wallenstein", wobei ihn der Vorsatz, nicht in die Fehler seiner frühern Dramen zurückzufallen, lange zögern und schwanken ließ. Ueber diese sprach er nicht mehr gern, als wünsche er sie der Vergessenheit übergeben zu können. Seine frühern Gedichte begann er zu revidiren und zeigte im Verwerfen und Umarbeiten, welch strenge Foderungen er jetzt

an sich stellte. An den ästhetischen Briefen wurde weitergearbeitet und das Studium Kant's fortgesetzt. Kant's „Kritik der Urtheilskraft“ lag, wenn ihm Unpäßlichkeit Ruhe gebot, vor seinem Bette.

In Stuttgart verweilte er nicht häufig. Am meisten verkehrte er hier mit seinem Jugendfreunde Dannecker, welcher damals die herrliche Büste des Dichters modellirte. In Tübingen besuchte er seinen Lehrer Abel und trat in ein inniges Verhältniß zu dem Buchhändler Cotta, das für die Zukunft von großer Bedeutung wurde. Hier lernte er auch Fichte kennen, der auf der Reise nach Jena begriffen war, um dort als Lehrer der Philosophie thätig zu sein. Dorthin kehrte auch Schiller nach einer neunmonatlichen Abwesenheit im Mai des Jahres 1794 zurück.

IV.

Reich an Entwürfen für seine schriftstellerische Thätigkeit kehrte Schiller aus der Heimat zurück. Noch stritten sich Philosophie und Poesie um die Herrschaft; der Philosoph machte die Schritte des Dichters ängstlich; zu den ästhetischen Briefen hatte der Verfasser mehr Vertrauen, als zu dem neuen Drama. Von dem „Wallenstein" legt er an Körner ein offenes Geständniß ab, das von der Bescheidenheit und Klarheit seiner Selbstbeurtheilung ein schönes Zeugniß gibt: „Bei dieser Arbeit ist mir ordentlich angst und bange; denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe sehr zu Rath zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein unglückliches Product zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt mir Muth zu machen, und ein Machwerk wie der Carlos ekelte mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichsten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen."

Auf dieser neuen Bahn vermochte ihm nicht mehr Körner der richtige Leiter zu sein; selbst Wilhelm von Humboldt und Fichte, mit denen er jetzt in Jena einen fruchtbaren Freundschaftsumgang pflog, nutzten mehr dem Denker als dem Dichter. Um diese Bahn mit Sicherheit und Glück zu gehen, bedurfte es des Bundes mit Goethe; diese geistige Berührung fand die Zauberformel, wodurch der in Schiller's Seele verborgene dichterische Schatz ans helle Licht des Tages gehoben ward.

Cotta hatte gewünscht, Schiller'n für die Redaction einer neuen politischen Zeitung zu gewinnen. Dies lehnte er ab, theils weil er dem Fach der Politik und Geschichte sich mehr entfremdet fühlte, theils weil er sich nicht an die Spitze eines Unternehmens stellen wollte, das eine ununterbrochene Thätigkeit verlangte, auf die ihn sein Gesundheitszustand nicht hoffen ließ. Dagegen erklärte er sich bereit zur Uebernahme der Redaction einer Monatsschrift, welche, fern von den politischen Zeitbestrebungen, nur die höhern Bildungsinteressen der Nation ins Auge faßte. „Sie wird sich über Alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowol philosophischen Untersuchungen als poetischen und historischen Darstellungen offen stehen. Alles, was entweder blos den gelehrten Leser interessiren, oder was blos den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen sein; vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich Alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Man widmet sich der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen, und indem man bemüht sein wird, die Wissenschaft selbst durch den innern Gehalt zu bereichern, hofft man zugleich den Kreis der Leser durch die Form zu erweitern." Das war der zu den „Horen" entworfene Plan, wie er unterm 13. Juni 1794 den bedeutendsten deutschen Schriftstellern mitgetheilt ward. Mit dieser

Ankündigung erging unter gleichem Datum ein Brief an Goethe, worin dieser ersucht ward, die Unternehmung durch seinen Beitritt und Beirath zu unterstützen. Goethe sagte seine Theilnahme bereitwillig zu und äußerte dabei, daß eine nähere Verbindung mit so wackern Männern, wie die Unternehmer dieser Zeitschrift seien, Manches, das bei ihm ins Stocken gerathen sei, wieder in einen lebhaften Gang bringen werde, und es schon eine sehr interessante Unterhaltung sein werde, sich über die Grundsätze zu vereinigen, nach welchen man die eingesendeten Schriften zu prüfen habe. Hiermit war der Schritt zur Annäherung der beiden großen Geister geschehen, zwischen denen bisher nur geringe Berührung stattgefunden hatte. Ihre Denkweisen standen bis dahin zu weit voneinander ab, als daß einer den andern hätte suchen sollen. Als Schiller im Herbst 1789 einen Besuch von Goethe in Jena erhalten und sich mit ihm ausführlich über Kant'sche Philosophie unterredet hatte, schien Goethe recht eingesehen zu haben, daß „eine ungeheure Kluft zwischen ihren Denkweisen klaffte", und in gleichem Sinne schrieb Schiller an Körner, ihm gefalle die Goethe'sche Philosophie nicht: „sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole." Je mehr indeß Schiller von der einseitigen Idealphilosophie sich losmachte, desto klarer ward ihm die Berechtigung des Goethe'schen Standpunkts, sodaß er schon 1792 bekennen muß, seit seiner Trennung von Körner habe Niemand so auf ihn gewirkt wie Goethe. „Es ist mir nicht schwer geworden", schreibt er unterm 2. März 1792, „mich in seinen Kopf hineinzudenken, und vor mancher von seinen Ideen, die das Gepräge der Reife haben, habe ich Achtung bekommen." Andererseits war auch Goethe der philosophischen Richtung Schiller's näher gekommen. Kant's „Kritik der Urtheilskraft" äußerte auch auf ihn eine gewaltige Wirkung; diesem Werke ward er nach seinem eigenen Geständnisse eine höchst frohe Lebensepoche schuldig. Jetzt war der Moment gekommen, wo beide sich zum fruchtbarsten Ideen=

tausch und zu gemeinsamem Streben die Hand reichen und sich festhalten konnten. Um die Zeit der Auffoderung zur Theilnahme an den „Horen" begannen zwischen ihnen die lebhaftern Unterhaltungen über die Principien ihres Denkens. Goethe befand sich bei einem Aufenthalte in Jena zugleich mit Schiller in einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft, die dort unter Batsch's Leitung bestand. Beide gingen zugleich hinaus, und ein Gespräch knüpfte sich an. Schiller äußerte unter Anderm, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, dem Laien, der sich gern darauf anließe, keineswegs gefallen könne, was Goethe zu der Erwiderung veranlaßte, daß es noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Dies führte Goethe zu einer Erörterung seiner naturphilosophischen Pflanzentheorie. Das Gespräch ward noch auf Schiller's Zimmer lebhaft fortgesetzt, und in den Hauptideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung. Im Juli 1794, wo dieser Bund der Geister geschlossen ward, fanden wiederholte Gespräche über Kunst und Kunsttheorie statt. Schiller mußte bekennen, daß diese Unterhaltungen seine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht hätte, und Goethe gestand nicht minder erfreut, daß er lange nicht solch einen geistigen Genuß gehabt habe, und auch er von den Tagen jener Unterhaltungen an eine Epoche rechne. „Unsere späte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende Bekanntschaft", so äußert sich Schiller in einem Briefe an Goethe vom 31. August, „ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft thut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viel Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns

nicht wol früher als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerm Gewinne, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben." So klar, wie er in seinen Briefen Goethe's Eigenthümlichkeit beurtheilt, zeichnet er auch sich selbst und erkennt es als das Hemmniß seiner geistigen Thätigkeit, daß ihn der Poet übereile, wo er philosophiren solle, und der Philosoph, wo er dichten wolle, daß ihn die Einbildungskraft in seinen Abstractionen und der kalte Verstand in seiner Dichtung störe. „Kann ich", fährt er fort, „dieser beiden Kräfte insoweit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Loos. Leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben, in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet." Man sieht schon aus diesen Worten, wie richtig Wilhelm von Humboldt dieses Jahr als den Wendepunkt in Schiller's Geistesentwickelung bezeichnet, „den seltensten, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat. Das angeborene schöpferische Dichtergenie durchbrach, gleich einem angeschwollenen Strome, die Hindernisse, welche ihm eine zu mächtig angewachsene Ideenbeschäftigung und zu deutlich gewordenes Bewußtsein entgegensetzten."

Der Freundschaftsbund zwischen Goethe und Schiller erwies sich gleich im Beginn überaus folgenreich. Schiller kam nach Weimar mehrmals herüber, wo ihn das Haus des Freundes gastlich aufnahm, und Goethe verweilte seitdem häufiger in Jena, das ihm durch geistige Anregung bald zu

seinem liebsten Aufenthaltsorte gemacht wurde. Goethe's freundlichem Einflusse gelang es auch, Schiller'n zu einer größern Schonung seiner Gesundheit und zu einer regelmäßigern Eintheilung der Stunden des Tages zu bewegen. Die anmuthige, scherzhafte Weise, mit welcher er den Eigenheiten des krankhaften Zustandes seines Freundes bald auswich, bald nachgab, diente, nach der Versicherung Karolinens von Wolzogen, oft dazu, diesen zu beseitigen oder zu mildern.

Mit dem Schluß des Jahres 1794 traten die „Horen" vor dem Publicum auf, eingeführt von einer beredten Ankündigung des Herausgebers. Schiller war seiner Sache so gewiß, daß er mit der Sicherheit des Sieges an Körner schrieb: „Unser Journal soll ein epochemachendes Werk werden, und Alles, was Geschmack haben will, muß uns kaufen und lesen." Kaum möchte es jedoch zu rechtfertigen sein, daß zu gleicher Zeit lichtscheue Manoeuvres angewandt wurden, um die Lesewelt durch die Posaune des Lobes heranzulocken. Mit Schütz, dem Herausgeber der „Allgemeinen Literaturzeitung" ward die Verabredung getroffen, daß regelmäßig ausführliche Recensionen der einzelnen Stücke, welche die Mitarbeiter der Horen selbst verfaßten, aufgenommen wurden, wofür Cotta bezahlte. „Wir können also", schreibt Schiller an Goethe, ohne dabei Gewissensscrupel zu empfinden, „so weitläufig sein, als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publicum doch Alles vormachen muß." Doch ließ man mit der ersten derartigen Recension schon die Sache fallen. Die zahlreichen Bestellungen, die anfänglich einliefen, erregten die freudigsten Hoffnungen. Als jedoch die Manuscriptvorräthe der beiden Freunde sich im ersten Jahrgange erschöpften und von den Mitarbeitern nur wenige ihren Versprechungen nachkamen, ermattete mit dem Gehalt der Zeitschrift auch die Theilnahme des Publicums, sodaß sie schon mit dem dritten Jahre aufhören mußte, zumal da Schiller in dieser Periode sich völlig zur

dichterischen Production zurückwandte und der journalistischen Prosaarbeit überdrüssig war.

Die ersten Hefte der neuen Zeitschrift brachten Schiller's „Briefe über ästhetische Erziehung", welche unter dem Einflusse von Goethe's, Fichte's und Humboldt's Ideen aufs neue überarbeitet und vervollständigt waren. Es war ihm eine große Freude, dadurch Goethe's vollen Beifall und Anerkennung zu gewinnen, ein Beweis, daß sie auch auf dem theoretischen Boden jetzt zusammengingen. „Wie uns", schreibt Goethe auf die Mittheilung des Manuscripts zurück, „ein köstlicher, unserer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig, und wie sollte es anders sein, da ich Das, was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte, theils zu loben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?" Schiller widmete sie dankbar dem Herzog von Augustenburg, dem er bereits in Briefen, die mit dem kopenhagener Schloßbrand vernichtet worden sind, den größten Theil der hierin vorgetragenen ästhetischen Ideen erörtert hatte. Das Thema dieser Briefe ward fortgesetzt in den Abhandlungen „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" und „Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten". Auch der schon damals verfaßte, aber erst später erschienene Aufsatz „Ueber das Erhabene" (nicht mit dem inhaltsverwandten in der „Thalia" zu verwechseln) schließt sich den ästhetischen Briefen an. Der geistige Verkehr mit Goethe nöthigte ihn zu einer tiefern Betrachtung ihrer Denk- und Dichtweise. Indem er sie parallelisirte, suchte er neben der objectiven Plastik der antiken Poesie, der die Goethe'sche Kunst nahe trat, eine Rechtfertigung der Subjectivität, die in seiner eigenen Poesie überwog und stellte den Unterschied zwischen classischer und romantischer Poesie auf, welche seine ideenreiche Abhandlung „Ueber naive und

sentimentalische Dichtung" zu einer bis auf unsere Tage nachwirkenden ästhetischen Theorie erhob. Hier schließt er mit seiner Philosophie ab. Geschichtliche Arbeiten waren ihm längst zur Nebensache geworden; die meisterhafte Schilderung der Belagerung Antwerpens würden wir nicht besitzen, wenn nicht der Mangel an Manuscript für die „Horen" sie ihm abgenöthigt hätte. Er wollte wieder ganz Dichter sein; daher schlug er auch den anfangs 1795 an ihn ergangenen Ruf an die Universität Tübingen aus. In Jena erwartete man längst keine akademischen Functionen von ihm; „hier täusche ich", schreibt er an seinen Freund Abel (3. April 1795) „also Niemand und kann daher mit völliger Zufriedenheit leben. Auch hat mir der weimarische Hof so viele Beweise von einer uneigennützigen Achtung gegeben, daß ich es mir kaum würde verzeihen können, ihn, wenn es auch meinem Vaterlande wäre, aufzuopfern. Noch ganz neuerlich erklärte mir der Herzog, daß mein Gehalt mir verdoppelt werden sollte, sobald ich Unterstützung nöthig haben würde. . . . . Besser also, man wendet die bestimmte Summe an einen rüstigen und verdienstvollen Mann, und ich bleibe in meinen Verhältnissen."

Dasselbe Jahr, in welchem Schiller den mühsam errungenen Schatz der philosophischen Abstraction zu gediegenem Golde ausprägte, gab uns auch den Dichter wieder zurück. Schon die „Horen" brachten einige Producte der neugestalteten Lyrik unsers Dichters; neben ihnen erschien gegen das Ende des Jahres der erste Jahrgang seines „Musenalmanach", reich ausgestattet von der Muse des Herausgebers. Die Reflexion stieg beseelend hernieder in das Reich lebendiger Formen; „Die Macht des Gesanges" eröffnete mit begeisterten Klängen den Almanach, und die Schlußstanzen „An den Leser" erklangen in weichen Melodien, wie sie die Muse der Jugenddichtungen nie gefunden hatte. Die philosophirenden Freunde fühlten sich vornehmlich von dem „Reich der Schatten" (nachmals: „Das Ideal und das Leben"), Goethe mehr von dem individuellern

Gedichte „Die Ideale" angezogen; Alle aber stimmten zusammen in dem Lobe der „Elegie" („Der Spaziergang"), in welcher der Dichter in belebten landschaftlichen Bildern uns den Gang menschlicher Cultur und das Ringen menschlicher Kräfte vor die Seele führt. Schiller selbst fühlte, daß sich sein Dichtertalent in diesem Gedichte erweitert habe. Diese Erweiterung des productiven Talents, die Loslösung desselben aus den Fesseln der Abstraction hatte er vornehmlich der gewaltigen Einwirkung von Goethe's „Wilhelm Meister" zu verdanken, dessen erste Bücher ihn in eine fast neue poetische Welt einführten. „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken", lautet sein Bekenntniß in der Frische des ersten Eindrucks, „wie peinlich mir das Gefühl ist, von einem Product dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist Alles so heiter, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, hier Alles so strenge, so rigid, so abstract und so höchst unnatürlich. . . . Ich fühle lebhaft den unendlichen Abstand zwischen dem Leben und dem Räsonnement, und kann mich nicht enthalten, in einem solchen melancholischen Augenblick für einen Mangel in meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde blos für eine natürliche Eigenschaft der Sache ansehen muß. So viel ist indeß gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Caricatur gegen ihn." Die Begeisterung für diesen Roman des reellen Lebens stieg noch im Fortgange des Werkes. „Dieses fünfte Buch Meisters", schreibt er unterm 15. Juni 1795, „habe ich mit einer ordentlichen Trunkenheit und mit einer einzigen ungetheilten Empfindung gelesen. . . . Wenn ich bedenke, durch wie einfache Mittel Sie ein so hinreißendes Interesse zu bewirken wußten, so muß ich mich noch mehr verwundern." Dadurch ward dieser Roman so überaus bildend für Schiller, daß er ihn nicht blos als Leser genoß, sondern Goethe ihn im Fortgang der Arbeit zu Rathe zog, die einzelnen Theile ihm im Manuscripte mittheilte und mit ihm durchsprach. Um die ganze Bedeutung

dieser Dichtung für Schiller's Geistesentwickelung richtig zu würdigen, müssen wir vor allem folgende Stelle aus einem Briefe Schiller's vom 2. Juli 1796 beachten: „Eine würdige und wahrhafte Schätzung des ganzen Kunstwerks ist eine große Unternehmung. Ich werde ihr die nächsten vier Monate ganz widmen und mit Freuden. Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Products erlebte, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältniß, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, Alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so in einem höhern Sinne des Worts den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werkes bewegte. Die Bewegung ist zwar noch unruhiger, als sie sein wird, wenn ich mich desselben ganz bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Krise meines Geistes sein."

Unter den Eindrücken, die dieses Werk auf ihn machte, war der Entschluß fest geworden, „Poesie solle künftig sein Geschäft" sein; die Frage war nur, ob episch oder dramatisch. Eine romantische Erzählung, zu der er den Stoff schon hatte, zog ihn zum Epos; im Dramatischen trat neben den schon begonnenen Wallenstein ein anderer Entwurf: „Die Malteser", worin er von dem Gebrauch des Chors eine besondere Wirkung hoffte. Sein Freund Humboldt, dem er die Frage vorlegte, rieth zum Drama. „Verglichen mit der dramatischen", erwiderte dieser, „halte ich die epische Poesie nicht so fähig Ihre ganze Stärke zu entwickeln. An sich

braucht das eigentlich Epische überhaupt, nicht aber die große Epopöe, eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantasie, als Ihnen in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen eigen scheint. Gewiß würden Sie auch hierin mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen selbst nachtheilige Wahl treffen." Schiller's Wahl entschied für den „Wallenstein"; doch rückte auch im Jahre 1796 diese Arbeit nur langsam vor, weil er noch zu viel mit dem rohen Stoff zu thun hatte. „In Rücksicht auf den Geist, in welchem ich arbeite", so äußert er in einem Briefe an Goethe, „werden Sie wahrscheinlich mit mir zufrieden sein; es will mir ganz gut gelingen, meinen Stoff außer mir zu halten und nur den Gegenstand zu geben." Man erkennt dies Streben nach klarer Objectivität auch mehr und mehr in den kleinern Dichtungen, und wenn die „Klage der Ceres" noch an die ältere Manier anlehnt, so tritt er dagegen in „Pompeji und Herculanum" ganz aus dieser heraus und vertauscht die lyrische Reflexion mit klarer Plastik.

Indeß wurde seine dichterische Thätigkeit durch anhaltendes körperliches Leiden besonders während des Winters sehr gehemmt. Dazu kamen Sorgen und Trauer über trübe Familienereignisse. Im Frühling 1796 ward seine jüngste Schwester Nanette, ein blühendes Mädchen voll dichterischer Phantasie, durch ein epidemisches Fieber hingerafft; auch die Krankheit der zweiten Schwester ließ wenig hoffen, doch sie ward gerettet (bald nach ihrer Genesung ward sie mit dem Prediger Frank verlobt). Auf die Nachricht von des Vaters Erkrankung bewog Schiller seine älteste Schwester, zur Unterstützung der leidenden Mutter die Reise nach Schwaben zu unternehmen. „Der Himmel segne dich", schreibt er ihr am 6. Mai, „für diesen Beweis deiner kindlichen Liebe. Seitdem ich dich dort weiß, bin ich um Vieles ruhiger; bisher konnte ich nicht anders als mit Schrecken an die traurige Lage der lieben Aeltern und Schwester denken." Dann erbietet er sich, mit Freuden alle Kosten zu tragen, damit

nicht die Aeltern aus ängstlicher Sparsamkeit eine heilsame Maßregel zu ihrer Gesundheit versäumen. Am 7. September starb der Vater nach langwieriger Krankheit. In den Briefen, worin Schiller dieses Verlustes gedenkt, spricht sich eine rührende Pietät aus, und mit dem Nachruf dankbarer Liebe verbindet sich die Fürsorge für die verlassene Mutter, froh, daß es ihm noch vergönnt sei, den Seinen „etwas sein zu können". „Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen", schreibt er der Mutter, „muß Ihnen werden, beste Mutter, und es ist nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach so viel schweren Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig sein, und ich hoffe, Sie sollen im Schooße Ihrer Kinder und Enkel noch manchen frohen Tag genießen." Zwischen diesen Todesfällen hatte Schiller die Freude, daß ihm (am 11. Juli 1796) ein zweiter Sohn, Ernst, geboren wurde. Auch fiel in diese Zeit die Verbindung seiner Schwägerin Karoline (früher verheiratheten von Beulwitz) mit seinem Jugendfreunde Wilhelm von Wolzogen, der jetzt als weimarischer Kammerherr seinen Wohnsitz in seiner Nähe nahm.

Viele Verdrießlichkeiten brachte ihm die Herausgabe der „Horen". Er sah sein Unternehmen hinter dem mit kühner Zuversicht aufgestellten Ideal zurückbleiben und konnte am wenigsten den Aerger zurückhalten, daß selbst für das Gute, was geleistet war, das Publicum sich unempfänglich zeigte, während Mittelmäßigkeit und Oberflächlichkeit sich in vielgelesenen Büchern breitmachen durften. Goethe meinte, man müsse auch den Aerger productiv machen; auch er hatte sich über die kalte Aufnahme zu beklagen, die von vielen Seiten seinem neuen Romane und seinen naturwissenschaftlichen Schriften widerfuhr. Er warf daher schon im September 1795 den Gedanken hin, ob man nicht vor Ende des Jahres sich über Einiges erklären solle, um unter Autoren und Recensenten Furcht und Hoffnung zu verbreiten. Dieser Einfall brachte ihn zwei Monate später zu dem Vorschlag, dem satirischen

Strafgericht eine poetische Form zu geben und auf alle deutschen Zeitschriften Epigramme zu machen, ähnlich den Xenien des Martial. Dies griff Schiller mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit auf; bei einem Besuche Goethe's in Jena (im Januar 1796) war der Entschluß zur Reife gebracht, und schnell wuchs die Sammlung von Epigrammen, welche man mit dem nächsten „Musenalmanach" in die Welt schleudern wollte. Zwischen den bittern Invectiven floß auch die poetische Ader hindurch, und eine große Zahl der Epigramme enthielt die goldenen Sprüche der Lebenserfahrung und der Grundsätze durchdachter Kunsttheorien. Diese Doppelseite der gemeinsamen Epigrammendichtung brachte Schiller bei der Redaction der „Horen" auf den Gedanken, die „unschuldigen und gefälligen" Epigramme in verschiedenen Gruppen unter die übrigen Gedichte des Almanachs zu vertheilen und die satirischen unter der Aufschrift „Xenien" als Schluß anzuhängen, übrigens „sich so ineinander zu verschränken, daß sie Niemand ganz auseinander scheiden und absondern solle".

In den ersten Octobertagen gingen die „Füchse mit brennenden Schwänzen" ins „Land der Philister" und begannen einen gewaltigen Tumult zu erregen, sodaß schon im ersten Monate die ganze Auflage des Almanachs vergriffen war und noch zwei neue Auflagen nöthig wurden. Nach dem Zeugniß eines Zeitgenossen verschlang während des ersten Halbjahrs das Interesse an den „Xenien" alles andere literarische; es war, als ob durch ganz Deutschland ein furchtbarer Feuerruf erschölle. Mit unerbittlicher Strenge trafen die beiden Dichterheroen das schwächliche Geschlecht der wortklingelnden Lyriker, der breiten Romanfabrikanten und Dramatiker und vor allem das ganze schale Literatenthum, das in Journalen das Wort führte. Schiller's Epigramme sind die schlagendsten und schärfsten; doch nur in wenigen Fällen hat ihn seine Entrüstung über das Schlechte zu ungerechten Angriffen verleitet; dem Dichter der „Räuber" und des „Carlos" verzeihen wir schwer den Hohn gegen den unglücklichen Forster.

Die Nachwelt hat das Verdammungsurtheil, das die „Xenien“ aussprachen, in den meisten Fällen unterschrieben und betrachtet das Gericht als eine wohlthätige Reinigung der Atmosphäre unserer Literatur. Gegengeschenke der bittersten, zum Theil der gemeinsten und rohesten Art blieben nicht aus; mehre der Hartangegriffenen, z. B. Nicolai in Berlin und Manso in Breslau, suchten in Prosa und Versen sich an den Xeniendichtern zu rächen. Doch diese, wie sehr auch persönlich gereizt, ließen ruhig das von ihnen erregte Unwetter über ihren Häuptern verziehen und waren entschlossen, nur durch Meisterwerke sich ihre Stellung in der Literatur zu sichern. Goethe dichtete sein Epos „Hermann und Dorothea“; Schiller wandte sich mit gestärkter Kraft zum Wallenstein zurück. Zwischen beiden Dichtungen fand eine Wechselwirkung statt; sie waren der Mittelpunkt der Unterhaltungen der Freunde. Indem ein Jeder schonend die Eigenthümlichkeit des Andern anerkannte und frei walten ließ, belebten sie gegenseitig ihre Kräfte im Streben nach höchster Vollendung und Durchbildung ihres dichterischen Talents. Nur selten betrat Schiller noch mit seinen philosophischen Freunden in Jena das Gebiet der Speculation. Mit Schelling und Niethammer vereinigte er sich manchmal zu einer L'hombre-Partie. Wilhelm von Humboldt verließ 1797 Jena und verlebte die nächsten Jahre in Italien. Shakspeare und Sophokles waren jetzt statt ästhetischer Theorien die Handbücher des schaffenden Dichters. Wenn diese Meister der tragischen Kunst, in deren Kreis auch er, gleich würdig mit dem Kranze geschmückt, bald eintreten sollte, bei ihren Schöpfungen sich eine empfängliche Nation vergegenwärtigen konnten, wie niederschlagend klingt die Klage des deutschen Dichters, wenn er mitten in seinem poetischen Schaffen an Körner äußert: „Ich muß gestehen, daß Ihr, Humboldt's, Goethe und meine Frau die einzigen Menschen seid, an die ich mich gern erinnere, wenn ich dichte, und die mich dafür belohnen können; denn das Publicum, so wie es ist, nimmt einem alle Freude!“

Um seine dichterische Thätigkeit von den Störungen der äußern Umgebung unabhängiger zu machen, sah er sich im Frühling 1797 nach einer angenehmen ländlichen Wohnung um. Es gelang ihm ein anmuthig gelegenes Gartenhaus bei Jena für einen geringen Preis zu erstehen, in das er am 2. Mai sehr erfreut einzog. Am Ende des Gartens baute er sich ein kleines Haus, wo er ganz ungestört arbeiten wollte. Die stillen Stunden der Einsamkeit, oft der späten Nacht waren hier seiner Dichtung gewidmet. Unterbrechungen durch Krankheitsanfälle raubten ihm freilich auch hier manchen Tag. Dennoch war seine Stimmung nicht niedergedrückt, sondern ward gehoben durch das Gefühl des Gelingens und blieb sich auch gleich während des nächsten unter wiederholten Körperleiden verlebten Winters, wo er „einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen" mußte. Da Goethe sich jetzt ganz dem Epos hingab, das seiner Individualität am gemäßesten war, so widerstand auch Schiller der Neigung zum Epischen nicht. Auf Rechnung derselben kommt die breite Ausdehnung, wodurch der Wallenstein sich mehr und mehr über die Grenzen eines Drama erweiterte. Sie veranlaßte auch die Reihe erzählender Gedichte, die Balladen und Romanzen, welche jetzt im Gedächtnisse jedes gebildeten Deutschen aufbewahrt werden. Wir verdanken sie dem freundschaftlichen Wetteifer mit Goethe, sodaß sie gemeinschaftlich sich die geeigneten Stoffe auswählten. Im Jahre 1797 entstanden „Der Taucher", „Der Handschuh", „Ring des Polykrates", „Ritter Toggenburg", „Die Kraniche des Ibykus", „Der Gang nach dem Eisenhammer", denen sich im folgenden Jahre „Der Kampf mit dem Drachen" und „Die Bürgschaft" anschlossen. In den besten dieser kleinen Dichtungen ist es vornehmlich die dramatische Lebendigkeit der Schilderung, welche uns ergreift, sodaß sie sich auch hierin als Nebenarbeiten des Dramatikers kundgeben.

Man begreift kaum, wie Schiller, nachdem er sich des

Besitzes poetischer Technik bewußt geworden war, noch die Absicht hegen konnte, den „Wallenstein" in Prosa zu schreiben. Er wollte für die Bühne arbeiten, die des dramatischen Verses sich so sehr entwöhnt hatte, daß sogar der „Don Carlos" in einer Prosaauflösung zur Aufführung gebracht war. Allein im Herbst 1797 entschloß er sich wieder zum Gebrauch der Jamben und unterzog sich rasch der mühsamen Arbeit das Vorhandene umzuschmelzen, was den vollen Beifall seiner Freunde erhielt. „Alle dramatischen Arbeiten", erwidert ihm Goethe, „... sollten rhythmisch sein, und man würde alsdann eher sehen, wer was machen kann. Jetzt aber bleibt dem Theaterdichter nichts übrig, als sich zu accommodiren, und in diesem Sinne konnte man Ihnen nicht verargen, wenn Sie Ihren Wallenstein in Prosa schreiben wollten; sehen Sie ihn aber als ein selbständiges Werk an, so muß er nothwendig rhythmisch werden." Bisher hatte er gehofft, den widerspenstigen Stoff in den Raum von fünf Acten einzuschließen; allein er schwoll ihm unter seinen Händen so sehr an, daß ihm Goethe schon im December 1797 den Rath gab, einen Cyklus von Stücken daraus zu machen. Dazu sah er sich denn zuletzt genöthigt, und sonderte zunächst „Wallenstein's Lager" als eine selbständige dramatische Schilderung ab. Am 12. October 1798 ward mit der Aufführung dieses lebenvollen dramatischen Gemäldes das neue weimarische Theater eröffnet; ein meisterhafter Prolog führte in die Dichtung ein; er zeichnete die neubetretene Bahn, wo die dramatische Dichtkunst den alten Gang verließ und die Zuschauer „aus des Bürgerlebens engem Kreis auf einen höhern Schauplatz zu versetzen" unternahm, „nicht unwerth des erhabenen Momentes der Zeit, in der wir strebend uns bewegen". Goethe zeigte den herzlichsten Antheil an dem Gelingen und verfaßte die erste rühmende Anzeige für die Cotta'sche „Allgemeine Zeitung".

Die Ueberarbeitung der übrigen Theile beschäftigte Schiller noch den Winter hindurch. Die Trennung der beiden Stücke,

„Die Piccolomini“ und „Wallenstein's Tod“, war willkürlich und gewaltsam. Anfangs nahmen die „Piccolomini“ noch die beiden ersten Acte von „Wallenstein's Tod“ in sich auf und schlossen mit der Scene, wo Isolani und Buttler zu ihrer Pflicht zurückkehren. Die fünf Acte der letzten Hälfte wurden möglichst zusammengezogen; manche Reden und Schilderungen waren vom Dichter geopfert worden. Am 30. Januar 1799, dem Geburtstage der regierenden Herzogin, fand die erste Aufführung der „Piccolomini“ statt, zu welcher auch Schiller nach Weimar herüberkam; am 20. April folgte die Vorstellung von „Wallenstein's Tod“. Der ungetheilte Beifall der Freunde und des weimarischen Kreises war der Vorbote der enthusiastischen Aufnahme, womit bald die ganze Nation das großartige Dichtwerk begrüßte.

Gleich nach der Vollendung des „Wallenstein“ entschloß er sich zur Bearbeitung der „Maria Stuart“, eines Sujets, das schon mit „Don Carlos“ um den Vorrang gestritten hatte. Vielleicht blieb die jugendliche Conception nicht ganz ohne Einfluß auf den diesmaligen Plan; denn es steht dies Drama allerdings dem „Don Carlos“ näher als dem „Wallenstein“. Anstatt der großen historischen Tragödie treu zu bleiben und die „Malteser“ auszuarbeiten, zogen ihn jetzt, wie er an Goethe schreibt, Neigung und Bedürfniß zu einem blos leidenschaftlichen und menschlichen; denn Soldaten, Helden und Herrscher habe er für jetzt herzlich satt. Er bemühte sich daher, in seinem neuen Drama die historische Exposition möglichst abzukürzen, um die Tragödie gleich mit der Verurtheilung beginnen zu können. Als dramatisch-lyrische Nebenarbeit verfaßte er in diesem Jahre das schon früher entworfene „Lied von der Glocke“, mit welchem er den neuen Jahrgang des „Musenalmanach“ ausstattete. Zwischen diese poetischen Arbeiten trat im Herbst eine langwierige Krankheit seiner Frau, der er trotz eigener Schwäche die treueste, unermüdliche Pflege widmete. Nach ihrer Genesung stand sein Entschluß fest, die Bergluft Jenas mit dem gesundern Aufenthalte in Weimar

zu vertauschen. Dorthin zog ihn außerdem der Wunsch, geistesverwandten Freunden und dem Wolzogen'schen Hause näher zu sein, sowie das Bedürfniß, durch die Bühne zu seinen dramatischen Arbeiten angeregt zu werden. Der Herzog, an den er sich mit seinem Gesuch gewandt hatte, gewährte ihm nicht nur die Entlassung von der Universität, der er seit dem März 1798 als ordentlicher Professor (honorarius) angehört hatte, sondern gewährte ihm auch eine Gehaltszulage von 200 Thalern, mit dem Anerbieten, diese Summe zu verdoppeln, falls er durch Krankheit verhindert sein sollte zu arbeiten. Am 4. December 1799 zog er mit seiner Familie nach Weimar hinüber.

V.

Die Verhältnisse, in denen Schiller in Weimar lebte, übten auf ihn eine anregende und geistbelebende Wirkung. Die herzogliche Familie gab ihm fortwährend Beweise der Liebe und Anerkennung. Der Verkehr mit trefflichen Freunden kam seinem Bedürfniß nach Mittheilung und Gedankenaustausch fördernd entgegen. Das Verhältniß zu Goethe blieb stets ungetrübt; sein Urtheil leitete, sein Beifall ermuthigte Schiller auch ferner bei seinen rasch aufeinander folgenden dramatischen Arbeiten. Angenehme Stunden brachte er in dem Freundekreise zu, den Goethe alle vierzehn Tage um sich versammelte. Der heitere Sinn, der hier herrschte, veranlaßte Schiller zu einigen geselligen Liedern; es sind die „Freunde", denen er das Gedicht „Der Antritt des neuen Jahrhunderts" widmete. Auch Meyer, dem Kenner bildender Kunst, trat er jetzt näher, und der Antheil, den er an der Zeitschrift „Propyläen" nahm, förderte seine Einsicht in dies Gebiet des Schönen, das er bis dahin selten betreten hatte.

Die Bühne zog ihn am meisten an, und selbst von der Vorstellung eines schlechten Stücks glaubte er lernen zu können. Im Verein mit Goethe strebte er dahin, das Theater auf einen höhern Standpunkt echter Kunstleistung zu erheben. Beim Einstudiren der Rollen war er unermüdlich thätig, und das ideale Bestreben der Leiter ging auch auf die Kunstjünger über. „Man muß es selbst gesehen und gehört haben", sagt

ein Zeuge jener Jahre, „wie die Veteranen aus jener Zeit des heitersten Zusammenwirkens von Goethe und Schiller noch jetzt mit heiliger Treue jede Erinnerung an diese ihre Heroen bewahren, mit Entzücken einzelne Züge ihres Waltens wiedergeben und schon bei Nennung ihres Namens sich leuchtenden Blicks gleichsam verjüngen, wenn man ein vollständiges Bild der liebevollen Anhänglichkeit und des Enthusiasmus gewinnen will, die jene großartigen Naturen einzuflößen wußten."

Schiller unterstützte seinen Freund in der Redaction einheimischer und ausländischer Bühnenstücke. Neben der Vollendung der „Maria Stuart" fand er noch Zeit, den „Macbeth" zu bearbeiten. Aehnliche Nebenarbeiten waren späterhin „Turandot" nach Gozzi und die Uebersetzung von Racine's „Phädra", so wenig er übrigens das classische Theater der Franzosen liebte, worüber sich seine poetische Epistel „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte" genugsam ausspricht. Die kleinern Lustspiele „Der Parasit" und „Der Neffe als Onkel" betrachtete er nur als eine Erholungsbeschäftigung in Nebenstunden. Seine Kraft wandte er ganz den großen dramatischen Entwürfen zu, die jetzt rasch einander folgten. Mit philosophischen Theorien machte er sich jetzt nicht gern zu schaffen. „Sie müssen sich nicht wundern", heißt es in einem seiner damaligen Briefe, „wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung unphilosophisch genug, Alles, was ich selbst und Andere von der Elementar-Aesthetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben."

Indeß waren seine nächstfolgenden Stücke keineswegs die Ergebnisse einer unbewußt schaffenden genialen Praxis; auch

ihnen steht die Reflexion zur Seite. Er versuchte eine Verschmelzung des Antiken und Romantischen und somit zugleich eine Verstärkung des dramatischen Effects durch den lyrischen. Die „Jungfrau von Orleans" und die „Braut von Messina" blenden durch den Glanz poetischer Diction und effectvoller Scenerie, und in dem letztern Drama knüpfen sich schwungvolle lyrische Chöre an die erschütternden Scenen, durch die ein vernichtendes Schicksal hindurchschreitet. „Das ist nun doch wirklich ein Trauerspiel", konnte er bei der ersten Aufführung (1803) sagen, als man nach den Scenen der Freude den todten Prinzen hereintrug. Aber diese ergreifende Tragödie war der Irrthum eines großen Genius, und Tieck urtheilt nicht mit Unrecht, sie sei es vorzüglich gewesen, die unsere Bühne aus allen Fugen gerückt habe. Die Wirkung dieser Stücke, besonders der „Maria Stuart" und der „Jungfrau" war gewaltig, und Schiller hatte die Freude, den Abend seines Lebens durch den Glanz des Ruhmes erhellt zu sehen. Gegen miswollende Angriffe, wie sie ihm früher manchen Augenblick des Unwillens gebracht hatten, war er jetzt gleichgültig, die Tagesblätter ließ er unbeachtet. Aus der Journalistik war er schon 1798 ausgetreten, als er die „Horen" schloß; 1800 gab er auch die Herausgabe des „Musenalmanach" auf, der so viele Blüten der Poesie gezeitigt hatte. Dem neuen Jahrhundert gehören daher nur noch wenige in dem Kranze seiner lyrischen Poesie an; „Kassandra", „Hero und Leander" und „Der Graf von Habsburg" schließen die Reihe seiner Romanzen ab.

Thätigkeit war ihm Leben und Genuß des Lebens. Aussprüche, die uns aus den letzten Jahren seines Lebens aufbewahrt sind, weisen stets darauf hin, daß die ganze Weisheit des Menschen darin bestehe, jeden Augenblick mit voller Kraft zu ergreifen, ihn so zu benutzen, als wäre er der einzige, letzte. Hätte nicht die verzehrende Krankheit fort und fort an seinen Kräften genagt, wie viel mehr noch würde er geleistet haben! Er befand sich jetzt in einer glücklichen,

häuslichen Lage, in einer Umgebung, die seine Wünsche befriedigte. Einige unangenehme Verhältnisse, welche durch die Etikette der kleinen Residenzstadt herbeigeführt wurden, waren 1802 dadurch beseitigt, daß der Herzog ihm aus eigenem Antriebe vom Kaiser das Adelsdiplom erwirkte, das er zwar als persönliche Auszeichnung nicht bedurfte, doch für seine Familienverhältnisse und die Zukunft seiner Kinder, deren jetzt vier, zwei Söhne und zwei Töchter, neben ihm heranblühten, willkommen hieß.

Das Jahr 1804, das vorletzte seines Lebens, gewährte ihm noch den vollsten Genuß eines erhöhtern Daseins. Er beendigte seinen „Wilhelm Tell", nach „Wallenstein" sein vollendetstes Werk, in welchem er zu der durchsichtigen classischen Form sich zurückwandte, nach der er im „Wallenstein" gestrebt hatte. Goethe, der aus diesem Stoffe ein Epos zu bilden im Begriff war, hatte ihm das Sujet abgetreten und gab ihm die Grundlinien zu den Natur- und Landschaftsbildern, in welchen der Dichter mit unvergleichlicher Kunst seinem dramatischen Gemälde einen anziehenden Hintergrund gegeben hat. Das Studium der Tschudi'schen Schweizerchronik leitete den Dichter in der Gestaltung der dramatischen Handlung und der Charakteristik des schweizerischen Landvolks. Am 17. März 1804 ward dies Drama zum ersten mal in Weimar aufgeführt, und bald erklang durch ganz Deutschland nur Eine Stimme des Beifalls.

Schiller folgte im Frühling der Auffoderung zu einer Reise nach Berlin. Herzliche Theilnahme wie allgemeine Bewunderung empfingen ihn hier. Iffland bemühte sich, ihm seine Meisterwerke in gelungenen Bühnendarstellungen vorzuführen. Die Königin Luise, der Schiller schon bei einem Besuche derselben in Weimar vorgestellt war, unterhielt sich mit ihm und deutete an, daß man es gern sehen würde, wenn er sich an Berlin fesseln lasse; der König selbst zeigte, daß er den Werth des Dichters anerkenne und ließ ihm Anträge machen. Er sollte Mitglied der Akademie werden und

einen ansehnlichen Gehalt beziehen. So sehr er manchmal sich mit Plänen beschäftigte, seiner Familie im Fall seines Todes eine sorgenfreie Existenz zu verschaffen (denn bis jetzt hatte er wenig von seinem Einkommen zurücklegen können), so zog es ihn doch in die gewohnten weimarischen Verhältnisse zurück. Der Herzog that, was er nach dem Maßstabe des kleinen Landes vermochte, indem er Schiller's Gehalt auf 800 Thaler erhöhte; der Sorge für die Seinen mochte er sich auch entschlagen; er wußte, daß sie in Weimar nicht verlassen sein würden. Der Liebe zum weimarischen Fürstenhause hatte er Gelegenheit in dem kleinen gehaltreichen Festspiel „Die Huldigung der Künste" einen poetischen Ausdruck zu geben. Er feierte damit den Einzug des Erbprinzen mit seiner jungen Gemahlin, der Großfürstin Maria Paulowna. Bei der Aufführung am 12. November ward die edle Dichtung gewürdigt, wie sie es verdiente. Die Fürstin vergoß Thränen der Wehmuth und Freude und bewahrte die ihr geweihten Dichterworte stets in anhänglicher Erinnerung an den Dichter, dem sie noch am Schluß seines Lebens viele glückliche Augenblicke verschafft hatte.

Bereits hatte Schiller ein neues Drama begonnen: „Der falsche Demetrius." Allein seine Gesundheit war während des Winters erschütterter denn je; die Reise und der Aufenthalt in Berlin scheinen seine Kräfte überreizt und erschöpft zu haben. Kaum hatte er jemals sehnlicher auf den Frühling gehofft als diesmal; es ist im Fragment des „Demetrius" keine Stelle rührender, als die sanften sehnsüchtigen Verse, in denen Olga die Freude über das Erwachen des Frühlings ausspricht:

Geöffnet ist die Welt, uns alle lockt
Die neue Lust aus enger Klosterzelle
Ins off'ne Heitre der verjüngten Flur.

Auch ihn lockte es hinaus, bald nach dem Norden, um über das Meer, das er noch nie gesehen, seine Blicke schweifen zu lassen, bald nach der Schweiz, um die Natur in ihrer

Wirklichkeit zu sehen, welche seine Phantasie im „Tell" dargestellt hatte. Reisepläne wurden für die schöne Jahreszeit entworfen. Allein die häufiger und bedenklicher werdenden Krankheitsanfälle schlugen wiederum die heitern Hoffnungen nieder; die Kräfte schwanden. Auch Goethe litt während der Wintermonate an einer langwierigen Krankheit, sodaß die gewohnten Unterhaltungen der Freunde oft auf längere Zeit unterbrochen waren. Wie innig sie sich liebten, wie erfreut bei jedem Wiedersehen, davon ward der jüngere Voß, der häufig in Goethe's Hause verkehrte, ein zufälliger Zeuge. Als nach einer längern Krankheitsperiode Schiller, der sich zuerst wieder erholt hatte, in Goethe's Zimmer trat, fielen sie sich um den Hals und sprachen ohne Worte die Freude der Wiedervereinigung in einem langen Kusse aus. Am 30. April sahen sie sich zum letzten mal. Schiller war im Begriff ins Schauspielhaus zu gehen; Goethe ward durch sein Befinden abgehalten, ihn dahin zu begleiten. Vor Schiller's Hausthür (dem Hause an der Esplanade, das jetzt als Eigenthum der Stadt dem Andenken des Dichters geweiht bleibt) nahmen sie Abschied voneinander, nicht ahnend, daß sie sich nicht wiedersehen sollten. Am 1. Mai ward Schiller von einem Katarrhfieber befallen, wie sie häufig bei ihm vorfielen, sodaß sein Befinden noch keine Sorge einflößte. Er empfing noch einige Freunde auf seinem Zimmer, doch bat man ihn, sich ruhig zu verhalten, weil das Sprechen seinen Husten vermehre. Am 6. und 7. mehrten sich die Beklemmungen; er fing an, oft abgebrochen zu sprechen, doch blieb seine Besinnung klar. Am 8. wurden die Kräfte schwächer; er war still und schlummerte viel. Gegen Abend verlangte er, man möge den Vorhang öffnen, er wolle die Sonne sehen, und mit heiterm Blick schaute er in den Abendstrahl wie zum letzten Gruß. Seine Kinder verlangte er selten zu sich; die jüngste Tochter wurde ihm noch am 8. gebracht, und er betrachtete sie mit Freude. Er fühlte sein Ende herannahen und bat Gott, ihn vor einem langsamen Hinster-

ben zu bewahren. Seine Bitte ward erhört. Am 9. Mai früh trat Besinnungslosigkeit ein; er sprach nur unzusammenhängende Worte, meist Latein. In Allem, was mit ihm vorgenommen werden mußte, zeigte er sich geduldig; die Seinigen schien er nicht mehr zu kennen. Gegen drei Uhr trat vollkommene Lähmung der Kräfte ein, der Athem stockte. Seine Frau kniete am Bette; sie sagte, daß er ihr noch die Hand gedrückt habe. Wie ein elektrischer Schlag fuhr es über sein Gesicht, dann sank sein Haupt zurück, und die vollkommenste Ruhe verklärte seine Züge; er schien sanft zu schlummern.

Die Freunde waren aufs schmerzlichste ergriffen, ganz Weimar trauerte, das Theater blieb geschlossen. Ueberall, wo Herzen für Dichtergröße schlugen, erregte die Nachricht von dem frühen Dahinscheiden des Dichters die tiefste Wehmuth. Es war nicht der Greis nach vollbrachtem Tagewerk dahingegangen, sondern der Mann auf der Höhe des Lebens, von dessen gereifter Geisteskraft man noch des Schönen so viel hatte hoffen können. Das Leichenbegängniß sollte am 11. Mai um Mitternacht nach dem ausdrücklichen Willen der Familie in aller Stille vor sich gehen, und war dem Range des Verstorbenen gemäß angeordnet. Doch statt der gewöhnlichen Träger erboten sich mehre Freunde und Verehrer Schiller's zu diesem Trauer- und Liebesdienste und senkten ohne Rede und Gesang in schöner Mainacht und unterm Schlage der Nachtigallen die theure Leiche ins Grab. Nachmals fanden die irdischen Ueberreste Schiller's einen Platz in der weimarischen Fürstengruft. Am 12. Mai Nachmittags war in einer der Stadtkirchen eine Gedächtnißfeier angeordnet, wobei Mozart's „Requiem" gesungen wurde. Eine Todtenfeier auf der Bühne zu veranstalten, wie von mehren Seiten gewünscht ward, hielt Goethe für unpassend. Um das Andenken des Freundes gebührend zu ehren, hatte er anfangs den Plan, den fragmentarisch gebliebenen „Demetrius" in Schiller's Sinne zu vollenden, wodurch wir jedenfalls ein

seltenes Denkmal neidloser Dichterfreundschaft erhalten haben würden. Doch Kränklichkeit und Misstimmung ließen ihn zunächst nicht an größere poetische Unternehmungen denken. Am 16. August veranstaltete er zu Schiller's Andenken auf dem Theater im Bade Lauchstädt eine dramatische Aufführung des „Liedes von der Glocke". Die einzelnen Partien waren dramatisch vertheilt, und die Darstellung des Glockengusses diente als Faden für die lyrischen Betrachtungen, welche den Gang des Menschenlebens an uns vorüberführen. Am Schlusse trat unter der emporschwebenden Glocke die Muse hervor und sprach den von Goethe gedichteten Epilog, Worte der reinsten und liebevollsten Anerkennung. Ein Jahrzehnd später, als Schiller's Poesie in den Jahren der Befreiungskriege ihre begeisternde Wirkung aufs herrlichste offenbart hatte, konnte er die Strophe hinzufügen:

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schaefer, Johann Wilhelm,

Schiller eine biographische Schilderung

Leipzig 1853